
DER STERN
D 20 720 E
Dezember 1982
108. Jahrgang
Nummer 12

DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Dezember 1982
108. Jahrgang
Nummer 12

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:

DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 18,– an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

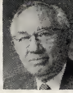
Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 0529 GE

Ein Weihnachtsgebet



Von der Ersten Präsidentschaft

Zusammen mit allen Menschen feiern wir freudig die wunderbare Geburt Jesu Christi, des Erretters der Menschheit. Zum feierlichen Zeugnis von Millionen, die schon gestorben sind, und Millionen Lebender fügen wir unser eigenes: Jesus Christus, von Maria in Betlehem geboren, ist der geliebte Sohn des lebenden Gottes, der Erlöser, unser ewiger Richter, das Licht und das Leben der Welt.

Das erlösende Leben des Erretters hat für alle Zeit den Weg zum Frieden erleuchtet; sein Leben macht es möglich, daß wir rein werden von den Sünden der Sterblichkeit. Das Sühnopfer des Sohnes Gottes hat den Tod besiegt und allen Menschen den Weg zum ewigen Leben eröffnet.

Das Leben des Erretters ist uns göttliches Vorbild für unser eigenes Leben, ein Vorbild, das wert ist, lebenslang betrachtet, bewundert und nachgeahmt zu werden. Durch ein einziges Gebot konnte er einen Feigenbaum verdorren lassen, trotzdem betete er lieber für seine Feinde. Kein Mensch könnte es ertragen oder auch nur begreifen, so grausam wie er geprüft zu werden, dennoch rief er vom Kreuz um derentwillen, die ihn verlachten und verhöhnten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“
(Lk 23:34.)

Allen, die einen Konflikt zu lösen trachten – sei es ein Mißverständnis zwischen einzelnen oder ein Konflikt internationalen Ausmaßes –, legen wir den Rat des Friedensfürsten nahe: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet.“
(Mt 5:44,45.)

Dieser Grundsatz, nämlich einander zu lieben wie Jesus Christus uns liebt, bringt jedem für sich persönlich, der Familie und darüber hinaus ganzen Nationen und der Welt Frieden.

Zu dieser Zeit im Jahr, wo wir das Herz den Menschen zuwenden, die wir am meisten lieben, denken wir auch an die, die am wenigsten haben – keine Familie, keine Menschen, die sie lieben –, deren Leben in materieller, seelischer oder geistiger Hinsicht ohne Hoffnung und aus den Fugen geraten ist. Wir legen allen das Beispiel des Erretters nahe, der andere mit sorgender Hand aufgerichtet und geheilt hat.

Daß wir alle dazu bewegt werden, Glauben an den Herrn Jesus Christus zu üben, auf seine Lehre zu hören und sein Gebot zu befolgen – das ist unser Weihnachtsgebet für alle Menschen überall.

Die Erste Präsidentschaft

Spencer W. Kimball
N. Eldon Tanner
Marion G. Romney
Gordon B. Hinckley

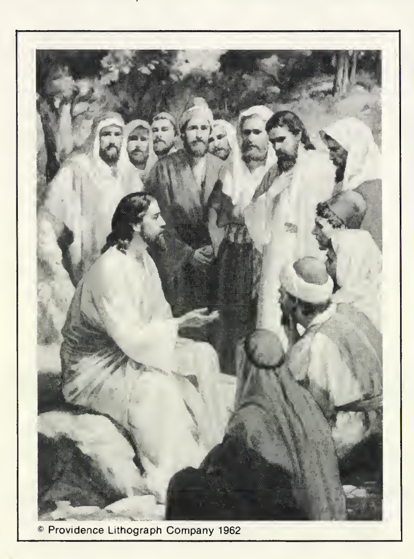
FASTEN – EIN SEGEN

Marion G. Romney
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Beim Fastopfer großzügig sein gehört zu dem, was der Herr uns als wichtig aufgetragen hat. Sie sollen wissen, daß der Lohn dafür groß ist – sowohl geistig wie zeitlich. Der Herr hat gesagt, unser Beten ist so wirksam, wie wir den Armen gegenüber großzügig sind (s. Al 34:28).

Als die Menschen in den Tagen Jesajas klagten: „Warum fasten wir, und du siehst es nicht? Warum tun wir Buße, und du merkst es nicht?" (Jes 58:3), antwortete der Herr mit dieser Frage: „Ist das ein Fasten, wie ich es liebe, ein Tag, an dem man sich der Buße unterzieht: wenn man den Kopf hängen läßt, so wie eine Binse sich neigt, wenn man sich mit Sack und Asche bedeckt? Nennst du das ein Fasten, wie es dem Herrn gefällt?" (Jes 58:5.)

Wie ähnlich ist es doch auch bei uns! Wie



leicht bekommen wir doch Kopfschmerzen, wenn wir fasten, und manchmal meinen wir, wir würden gar verhungern. Zu den Israeliten in alter Zeit hat der Herr gesagt:

„Das ist ein Fasten, wie ich es liebe . . . an die Hungrigen dein Brot auszuteilen, die obdachlosen Armen ins Haus aufzunehmen, wenn du einen Nackten siehst, ihn zu bekleiden . . . Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Wunden werden schnell vernarben. Deine Gerechtigkeit geht dir voran, die Herrlichkeit des Herrn folgt dir nach. Wenn du dann rufst, wird der Herr dir Antwort geben, und wenn du um Hilfe schreist, wird er sagen: Hier bin ich . . . Wenn du dem Hungrigen dein Brot reichst und den Darbenden satt machst, dann geht im Dunkel dein Licht auf, und deine Finsternis wird hell wie der Mittag." (Jes 58:6–10.)

Denken wir an diese unvergleichlichen Segnungen! Sie sind denen verheißen, die großzügig zum Unterhalt der Armen beitragen.

„Der Herr wird dich immer führen, auch im dürren Land macht er dich satt und stärkt deine Glieder. Du gleichst einem bewässerten Garten, einer Quelle, deren Wasser niemals versiegt." (Jes 58:11.)

Ich erinnere mich noch, wie mir Melvin J. Ballard vor langer Zeit – es sind jetzt über sechzig Jahre her – die Hände auflegte und mich als Missionar einsetzte. In dem Segen, den er mir gab, sagte er, für jede Brotrinde, die man dem Herrn gebe, bekomme man einen ganzen Laib zurück. Und genauso habe ich es auch erlebt.

Über das eigentliche Wesen und den Zweck des Fastens sowie über den Zweck des Fastopfers hat Präsident Heber J. Grant gesagt:

„Ich verheiße Ihnen hier und heute: Wenn die Heiligen der Letzten Tage als ganzes Volk von heute an den monatlichen Fasttag ehrlich und gewissenhaft halten und dazu den Zehnten ehrlich bezahlen, so werden dadurch alle Schwierigkeiten in bezug auf die zeitliche Versorgung der Heiligen der Letzten Tage gelöst . . .

Jeder einzelne Heilige der Letzten Tage, der einmal im Monat zwei Mahlzeiten lang fastet, wird daraus geistigen Nutzen ziehen und im Glauben an das Evangelium des Herrn Jesus Christus gestärkt werden. Es wird ihm auf wunderbare Weise geistig nützen, und der Bischof wird genügend Mittel in der Hand haben, um für alle Armen zu sorgen." (*Gospel Standards,* vergl. G. Homer Durham, Improvement Era, 1941, S. 123.)

Alles, was wir zur Unterstützung der Armen unternehmen, muß daran gemessen werden, was dabei in geistiger Hinsicht erreicht wird. Der Geber muß aus einem rechtschaffenen Herzen und mit willigem Geist geben. Der Empfänger muß die Gabe dankbar und frohen Herzens empfangen. Der Geist muß das Urteil des Bischofs im Hinblick auf die Hilfeleistung bestätigen. Wenn wir uns in rechtschaffener Absicht an diesem großen Werk beteiligen, wird unsere Seele geheiligt und unser Verstand erweitert. Indem wir durch das Erfüllen dessen, was uns obliegt – was dies auch sein mag – geistig reifen, machen wir uns bereit, „an der göttlichen Natur Anteil zu erhalten" (2Petr 1:4). Von einem solchen Maß an Geist erfüllt zu sein, daß wir mit dem Band der Nächstenliebe versiegelt werden, das sei unsere glückliche Bestimmung.

Moroni nennt diese Nächstenliebe „die reine Christusliebe", und sie dauert für immer fort, und bei wem am letzten Tag

gefunden wird, daß er sie besitzt, mit dem wird es wohl sein.
„Darum, meine geliebten Brüder, betet mit der ganzen Kraft des Herzens zum Vater, daß ihr von dieser Liebe erfüllt werdet, damit wir, wenn er erscheinen wird, so sein werden wie er – denn wir werden ihn sehen, wie er ist –, damit wir rein gemacht werden, ja, wie er rein ist." (Moro 7:47,48.)
Wir alle sollten dem Fasten Beachtung schenken. Solange wir nicht gelegentlich fasten und oft beten, haben wir den Herrn nicht wirklich angerufen, so daß wir ihm nahe sind. Wenn wir das tun, können wir viele unserer persönlichen Schwierigkeiten bewältigen. Erinnern Sie sich, was der Herr zu seinen Jüngern gesagt hat, als sie den bösen Geist nicht austreiben konnten? Sie hatten ihn gefragt, weshalb sie es nicht vermochten, wo es Jesus doch so leicht gefallen war. Er gab zur Antwort, diese Art könne nur durch Gebet und Fasten ausgetrieben werden (s. Mk 9:29, Fußnote).
Erhöhen wir unser Fastopfer und tragen wir dazu bei, die Heiligen in der ganzen Kirche zur Nachahmung anzuregen. „Der Reiche, der für den Lazarus nur Krümel übrig hat, soll nicht meinen, er sei reif für die celestiale Herrlichkeit." (Hyrum M. Smith und Janne M. Sjodahl: *„Doctrine and Covenants Commentary"*, S. 480.)
Wer in diese Herrlichkeit eingehen will, muß den Armen und Bedürftigen großzügig von dem abgeben , was er besitzt. Geben Sie großzügig, damit auch Sie selbst wachsen können. Geben Sie nicht nur zum Nutzen der Armen, sondern auch um Ihrer eigenen Wohlfahrt willen. Geben Sie genug, daß Sie ins Reich Gottes kommen können, indem Sie Ihre Mittel und Ihre Zeit weihen. Bezahlen Sie Ihren Zehnten ehrlich und Ihr Fastopfer großzügig, wenn Ihnen an den Segnungen des Himmels liegt. Ich verheiße einem jeden, der das tut: Er wird auch selbst gedeihen, geistig und zeitlich. Der Herr wird ihn gemäß seinen Taten belohnen.
Ich bete darum, daß jeder von uns diese wesentlichen Grundsätze lernt und anwendet und dadurch den verheißenen Lohn erlangt. ☐

Für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie, was Sie in bezug auf den Segen des Fastens persönlich empfinden oder erlebt haben. Fordern Sie die Familie auf, ihre Gedanken mitzuteilen.

2. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder andere Zitate, die die Familie vorlesen oder besprechen könnte?

3. Besprechen Sie den Zusammenhang zwischen Fasten und Geben. Warum meinen Sie, daß „unser Fasten so wirksam ist, wie wir den Armen gegenüber großzügig sind"? (Siehe Al 34:28.)

4. Wirkt es sich auf das Gespräch positiv aus, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt sprechen? Hat der Kollegiumspräsident oder der Bischof dem Familienoberhaupt etwas über Fasten und Fastopfer mitzuteilen?

DER ZEHNTENMANTEL

Aus dem Leben von Edward Stokes Rich

Carol Rich Brown

Es war im Dezember 1886, als Mary Ann Stokes Rich kummervoll zusehen mußte, wie ihr zehntes Kind mit dem Tod rang. Es war mit Rachitis zur Welt gekommen, weil die Mutter in der Schwangerschaft unterernährt gewesen war. Das Kind weinte schwach. Schwester Rich hatte unter ähnlichen Umständen schon vier Kinder begraben; nun hatte ihr Mann die Familie im Stich gelassen, und sie war mit sechs Kindern auf einer unproduktiven Farm in Cassia County in Idaho zurückgeblieben.

Gramerfüllt kniete sich Schwester Rich hin. Sie wollte darum beten, daß ihr Sohn schnell stürbe, so daß ihm ein Leben in Leiden und Armut erspart bliebe. Statt dessen aber hörte sie sich selbst bitten, daß „ihr Sohn verschont würde, damit er ihr im Alter Trost und Segen brächte".

Ihr Gebet wurde erhört. Edward Stokes Rich wurde ein Mann, und als Schwester Rich alt und gebrechlich wurde, sorgte er für sie.

Kurz nach Edwards Geburt zog Schwester Rich mit den Kindern nach Salt Lake City, wo sie als Hebamme, Köchin und Putzfrau arbeitete. Da ihr geringes Einkommen nicht für den Familienunterhalt ausreichte, verließ Edward im Alter von zwölf Jahren die Schule und fing an, beim „Salt Lake Tribune", einer Tageszeitung, Nachtschicht zu arbeiten.

Ein paar Monate darauf hatte Schwester Stokes von seinem Geld fünf Dollar Zehntengeld erspart. „Eddy", sagte sie zu ihm, „ich habe deinen Zehnten noch nicht gezahlt. Du hast keinen Wintermantel und mußt jeden Abend ein gutes Stück zur Arbeit gehen. Im Winter wird es um vier oder fünf Uhr morgens bitter kalt sein, wenn du nach Hause gehst. Ich gebe dir das Geld, und du kannst damit den Zehnten zahlen oder einen Mantel kaufen. Ich überlasse die Entscheidung dir."



Er tat genau das, was sie erwartet hatte. Bruder Rich schrieb später: „Ich nahm das Geld, lief hinüber zum Haus des Bischofs und zahlte den Zehnten."

Eine Woche später kam seine Tante Mary zu Besuch und brachte einen Wintermantel mit, der einem ihrer Söhne zu klein geworden war. Er paßte Edward genau, und „es war ein besserer Wintermantel, als ich mir für fünf Dollar hätte kaufen können". Von diesem Tag an, schrieb er, war er beim Zehnten und bei anderen Spenden für die Kirche immer großzügig.

Als Edward von seiner Mission heimkehrte, herrschte eine Wirtschaftskrise im Land, und es gab kaum Arbeit. Beinahe mittellos, fastete und betete er und hatte das Gefühl, er solle seine letzten zwei Dollar dem Bischof als Zehnten geben. „Bischof", sagte er Ende November, „ich weiß, daß dieses Zehntengeld noch nicht fällig ist, aber ich hoffe, es wird noch vor Jahresende fällig sein."

Am folgenden Tag machte Edward seine gewohnte Runde durch die Büros und Geschäfte von Salt Lake City, um Arbeit zu suchen. Er ging gerade aus dem letzten Büro, als ihn der Abteilungsleiter zurückrief und ihm sagte, es gäbe eine Stelle bei der Lokalzeitung in Price, Utah, etwa 200 km von Salt Lake City entfernt.

Edward kam am nächsten Tag in Price an. Die Firma hatte ihm die Fahrt bezahlt. Bis Weihnachten hatte Edward mit Überstunden einundzwanzig Dollar fünfzig verdient – etwas mehr als die zwanzig Dollar, die er bereits verzehntet hatte. Er sagte: „Damit konnte ich Weihnachten feiern, wie ich es mir wünschte."

Solcher Glaube und Gehorsam, gepaart mit viel Fleiß, machten ihn zu einem erfolgreichen Geschäftsmann. Auch in späteren Jahren – als Witwer und Vater von zehn Kindern – bewahrte er sich seine Entschlossenheit. Als das letzte seiner Kinder halbwüchsig war, verliebte er sich in Leona Hyde. Weil er schon neunundfünfzig und sie neunzehn Jahre jünger war, zögerte er, um ihre Hand anzuhalten. Er hatte Zweifel, ob er in seinem Alter noch einmal eine Familie gründen sollte. Nachdem er aber gefastet und gebetet hatte, sagte er: „Ich erlangte absolute Gewißheit, so daß ich wußte: es war recht." Auch hatte er das Gefühl, daß der Herr ihn lange genug leben lassen würde, um Nachwuchs großzuziehen.

Das tat er denn auch; der Nachwuchs bin ich.

In seinen Witwerjahren hatte mein Vater schwere finanzielle Einbußen erlitten, so daß er fast mittellos war, als er meine Mutter heiratete. Da er infolge eines Autounfalls Invalide war, konnte er seinen Beruf als Drucker nicht mehr ausüben und mußte verschiedene Arbeiten annehmen, die nicht gut bezahlt waren. Trotzdem hatte er nie gezögert, seinen Zehnten und seine Spenden zu bezahlen. Manchmal trug er Anzüge aus zweiter Hand anstelle der gut geschneiderten von früher. Doch durch Sparsamkeit und beträchtliche Opfer konnten er und meine Mutter schließlich ein bescheidenes Eigenheim kaufen und anfangen, für den Lebensabend zu sparen.

Sogar in dieser finanziell schwierigen Zeit stellte ich fest, daß mein Vater oft ein paar Dollar mehr zahlte, als gefordert war, wenn der Bischof um Spenden für den Haushalts- oder Baufonds bat. Er war selbst jahrelang Bischof gewesen und wußte, daß diese Gelder dringend gebraucht wurden. „Der Herr läßt sich nichts schenken", sagte er oft mit einem wissenden Lächeln.

Vater arbeitete, bis er achtzig war und an Leukämie erkrankte. Er bekam einen

Segen, daß er so lange leben würde, wie er das Leben genießen könne. Ein frohes Jahr erlebte er noch und freute sich im Frühling an jeder Tulpe und an jedem Krokus. Er hörte interessiert zu, wenn ich erzählte, was ich an der Universität lernte. Ich unterhielt mich gern mit ihm über Literatur und Astronomie, zwei seiner Lieblingsthemen. Am liebsten aber erzählte ich ihm, was ich in den Lehrveranstaltungen in Religion lernte. Als Bischof hatte Vater sich das Ziel gesteckt, täglich in der Schrift zu lesen. Achtunddreißig Jahre lang hatte er das Buch Mormon mindestens zweimal im Jahr gelesen, die anderen heiligen Schriften einmal.

Als mein Vater zum zweiten Mal ins Krankenhaus kam, stellten ihm die Ärzte noch einige Monate Lebenszeit in Aussicht; darum wunderte ich mich, als er mir bei einem meiner Besuche sagte, er „ginge bald heim". Eine Woche darauf verstarb er im Schlaf. Zuvor hatte er sein Zeugnis niedergeschrieben:

„Ich habe festgestellt, daß der Herr mir immer alles zurückgegeben hat, was ich ihm gegeben habe. Nicht immer habe ich Geld zurückbekommen, doch ich habe festgestellt, daß der Herr sich nichts schenken läßt. Man kann nichts für ihn tun, ohne daß er einem viel zurückgibt und man sich immer als Schuldner fühlt." □

Sprechen wir darüber

Wenn Sie diesen Artikel allein oder mit der Familie gelesen haben, können Sie anläßlich eines Evangeliumsgesprächs die folgenden Fragen besprechen:

1. Kommt der Segen immer sofort, nachdem wir den Zehnten gezahlt oder ein anderes Gebot befolgt haben? Sollen wir mit solchen Segnungen überhaupt rechnen?

2. Was ist eine „Opfergabe", eine Spende an die Kirche? Wie viele verschiedene Arten von Spenden können Sie nennen?

3. Lesen und besprechen Sie Ratschläge von heute über Fasten und Fastopfer. Falls Sie nicht den vollen Zehnten bezahlen oder jemand in Ihrer Familie dies nicht tut, was für Ziele können Sie sich als Familie oder persönlich stecken, um dieses wichtige Gebot zu befolgen?

4. Was hat Bruder Rich wohl gemeint, wenn er sagt: „Der Herr läßt sich nichts schenken"?



EIN KLEINER STAHLSPLITTER

Brent A. Barlow

Anfang Dezember 1970 wurde ich gebeten, beim Weihnachtsgottesdienst unserer Gemeinde eine Ansprache zu halten.

Ich schilderte bei diesem Anlaß eine Erzählung von Lloyd C. Douglas mit dem Titel „Precious Jeopardy: A Christmas Story" (Kostbare Gefahr: eine Weihnachtsgeschichte.)

Die Erzählung handelt von einem Mann namens Phil Garland, seiner Frau Shirley und ihren beiden Kindern Polly und Junior. Phil Garland war am Heiligen Abend übelgelaunt, weil er gerade seinen Arbeitsplatz verloren hatte. Die finanzielle Lage der Familie war schon vorher schwierig genug gewesen, jetzt aber erschien sie hoffnungslos.

Shirley Garland bemühte sich an diesem Abend, ihren Mann in die weihnachtliche Stimmung einzubeziehen und ihn zum Mitmachen zu bewegen, doch er schimpfte nur über die teuren Geschenke. Er erinnerte seine Frau daran, daß sie sich in ihrer Lage gar keine Geschenke leisten konnten, und sagte, Weihnachten sei ohnehin zu sehr zu einem Geschäft geworden. Schließlich brachte seine Frau die Kinder ins Bett und ging dann mit Tränen in den Augen selbst ins Schlafzimmer.

Ein paar Minuten später hörte sie ihren Mann vom Vorzimmer rufen, sie solle eine Zange bringen. „Ich bin auf eine Nadel getreten", stöhnte er.

Sie brachte die Zange und Phil Garland packte die Nadel an, die aus seinem Fuß hervorstand, und zog. Heraus kam aber nur die halbe Nadel! Sie überlegten, ob sie noch am Abend in die Klinik fahren und die andere Hälfte der Nadel entfernen lassen sollten, doch Phil Garland versicherte seiner Frau, es habe Zeit bis zum Morgen.

Am 1. Weihnachtstag fuhr er dann zur Klinik, hielt aber vor dem Tor an. Irgendwo hatte er gehört, daß ein kleiner Metallsplitter im Körper, der nicht entfernt wird, zu wandern beginne, sich in einem lebenswichtigen Organ festsetzen und zum Tod führen könne. Er faßte den Entschluß, die Nadel in seinem Fuß zu lassen und die Folgen abzuwarten, was immer sie auch wären. Er fuhr nach Hause und sagte seiner Frau, es sei alles in Ordnung.

Von diesem Augenblick an wähnte Phil Garland sein Leben in Gefahr. Er war nicht sicher, ob er von einem Tag auf den anderen noch leben würde, und so entschloß er sich, aus jedem Tag, der ihm noch blieb, das Beste zu machen. An

diesem Weihnachtstag ging eine deutliche Veränderung in ihm vor. Er war sehr nett zu seiner Frau und nahm sich Zeit, mit Polly und Junior zu spielen. Der Weihnachtstag war der erste Tag seit langem, an dem er sich seiner Familie wirklich nahe fühlte.

Morgen war er vielleicht schon tot, doch heute würde er noch genießen, was im Leben wichtig war. Eigenartigerweise schien Geld keine Rolle mehr zu spielen. Es kam der nächste Tag, und Phil Garland stellte fest, daß er noch lebte. Nun war er den zweiten Tag besonders rücksichtsvoll zu seiner Frau und zu den Kindern, denn vielleicht war dies der letzte Tag seines Lebens. An jedem folgenden Tag verbrachte er mehr Zeit mit seiner Frau und den Kindern und nahm Gelegenheitsarbeiten an, um den Unterhalt für die Familie zu bestreiten.

Die Erzählung endet dort, wo sie begonnen hat: ein Jahr später am Heiligen Abend. Das Weihnachtsfest im Hause der Garlands war ganz anders als frühere Feste, weil Phil Garland glücklich und zufrieden war. Er hatte also lange genug gelebt, um mit seiner Frau und den Kindern noch einmal Weihnachten feiern zu können.

Am Heiligen Abend spielte er mit den Kindern ein paar Spiele. Dann wurden kleine, selbstgefertigte Geschenke ausgetauscht. In den vergangenen Monaten hatte Phil Garland für seine Frau ein hübsches Nähkästchen aus Nußbaumholz gemacht. Als er es ihr zeigte, traten ihr Tränen in die Augen, weil er in so lieber Weise an sie gedacht hatte.

Als die Uhr Mitternacht schlug, gab Shirley Garland ihrem Mann ihr Geschenk: ein kleines Schächtelchen mit einem winzigen Stahlsplitter auf rotem Samt. Es war die andere Hälfte der Nadel, die er in seinem Fuß gewähnt hatte. Am Schluß der Erzählung bittet Shirley Garland ihren Mann unter Tränen um Verzeihung; sie hatte die andere Hälfte der Nadel ein paar Tage später auf dem Teppich gefunden und sie heimlich aufbewahrt, weil sie der Familie in gewissem Sinne den Vater zurückgegeben hatte.

Phil Garland, der dankbar ist, daß sich sein Leben seit dem letzten Weihnachtsfest so verändert hat, umarmt seine Frau und sagt, sie solle nicht weinen – es sei ja Weihnachten.

Den Mitgliedern in der Kirche gefiel die Erzählung offenbar, und ich verwendete sie bei späteren Ansprachen noch öfter, um hervorzuheben, daß wir das Wichtige im Leben voranstellen und mit der Familie Freude am Leben haben sollen.

1971 schloß ich mein Studium ab und zog nach Illinois, wo ich an der Southern-Illinois-Universität unterrichtete. Ein paar Monate darauf hatte ich ein ungewöhnliches Erlebnis, das mir die Erzählung von Douglas wieder ins Gedächtnis rief.

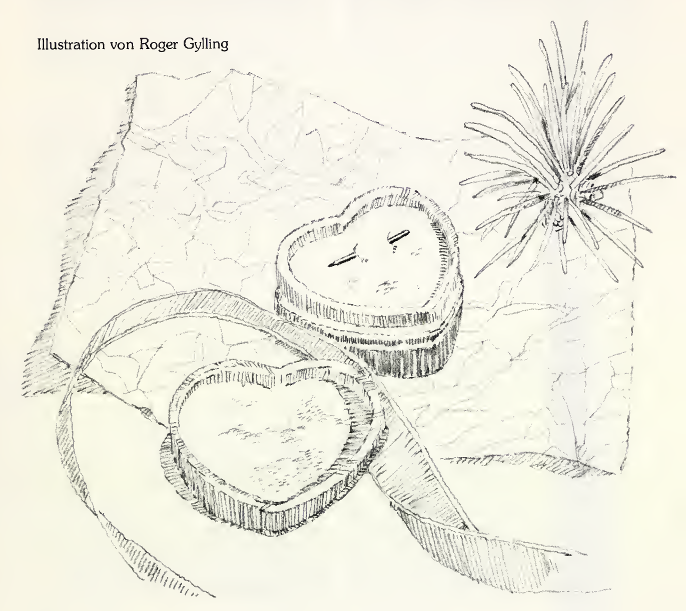
Es war Samstag, und ich war früh aufgestanden, um einige schriftliche Arbeiten zu korrigieren, bevor ich mich für eine Versammlung in der Kirche bereitmachen wollte. Ich wurde gerade noch rechtzeitig fertig, um mich anziehen und zur Versammlung eilen zu können, und lief durch den Korridor zum Schlafzimmer.

Am Ende des Korridors spürte ich plötzlich einen intensiven Schmerz vorn am rechten Fuß. Der Schmerz war so stark, daß ich mich fallen ließ und mit beiden Händen meinen Fuß packte. Ich war auf eine Nadel getreten! Ich rief um Hilfe, und meine Frau Susan und die Kinder kamen herbeigelaufen, während ich meinen Fuß hielt und mich vor Schmerzen wand.

Was nun geschah, erschien mir schmerz-

lich vertraut: Susan holte die Zange, und ich zog an der Nadel. Sie kam nicht heraus. Wir beschlossen, daß ich sofort in die Klinik fahren solle. Ich stellte fest, daß ich trotz der Nadel im Fuß Auto fahren konnte. Anders als für Phil Garland war es aber für mich keine Frage, ob die Nadel darin bleiben oder herausgezogen werden sollte.
Es war etwa 6 Uhr morgens, als ich in die Ambulanz humpelte und der Schwester sagte, was geschehen war. Einige Minuten später kam der Arzt und machte eine Voruntersuchung. Er stellte fest, daß die Nadel so tief im Fuß steckte, daß sie von einem Chirurgen entfernt werden mußte. Er ordnete an, ich solle mich auf dem Operationstisch hinlegen und auf den Chirurgen warten. Dann ließ er mich allein.
Ich wartete fast 45 Minuten ganz allein im Operationssaal. Während dieses Zeitraums fing ich an, ernsthaft über all das nachzudenken, was einem wichtig ist, wenn man sich in Lebensgefahr befindet. Mir fiel sofort meine Weihnachtsansprache in Tallahassee im Vorjahr ein. Welche Ironie, daß ich dasselbe erleben sollte,

Illustration von Roger Gylling



was Phil Garland in der Erzählung widerfahren ist! So wie er dachte auch ich an den Tod – und, wichtiger noch, an das Leben.
Endlich kam der Chirurg und untersuchte meinen Fuß. „Ist es wahr", fragte ich, „daß ein kleiner Metallsplitter im Körper zum Tod führen kann, wenn er nicht entfernt wird?"
Der Arzt lächelte. „Ich glaube, so etwas habe ich auch schon mal gehört. Ich bezweifle, daß es stimmt. Aber machen Sie sich keine Sorgen", setzte er hinzu, „Ihr Splitter ist in ein paar Minuten raus."
Als er sich an meinem Fuß an die Arbeit machte, fiel mir eine Schriftstelle ein, die ich als Missionar oft zitiert hatte: „Denn wie in Adam alle sterben ..." (1Kor 15:22.) Ich dachte: Gewissermaßen hat jeder von uns einen Metallsplitter im Körper. Der Herr nennt ihn Sterblichkeit. Ich glaube, in diesem Moment wurde mir zum ersten Mal klar, daß auch ich einmal sterben würde.
Nach der kleinen Operation fuhr ich nach Hause zu meiner Familie. Sie bedeutete mir jetzt mehr als je zuvor.
Mein Fuß heilte schließlich, doch die lebendige Erinnerung an dieses Erlebnis hat mich nie verlassen. Ich habe seitdem ernsthaft über mein Leben nachgedacht. Was ist der Zweck des Lebens? Was ist am wichtigsten? Wo verbringe ich die meiste Zeit?
Ein Gedanke von Henry David Thoreau hat mir sehr geholfen. Er zog sich in die Wälder von Massachusetts zurück, weil, wie er sagte, „ich überlegt leben und mich nur den wesentlichen Gegebenheiten des Lebens stellen wollte. Ich wollte sehen, ob ich nicht lernen könne, was mir das Leben zu sagen hätte, damit ich beim Tod nicht entdecken müßte, daß ich gar nicht gelebt hätte. Ich wollte nicht ein Leben, das eigentlich kein Leben ist, denn das Leben ist mir teuer." (*Masters of American Literature,* S. 405.)
Weihnachten bedeutet mir jetzt viel mehr, hauptsächlich deshalb, weil Geburt, Leben, Tod und Auferstehung des Erretters für mich viel mehr Bedeutung angenommen haben. Ich beginne, die Tragweite seiner Worte zu erfassen: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben." (Joh 10:10.)
Zu dieser Fülle gehört sicher auch, daß wir das Leben mit den Menschen genießen, die uns so nahestehen. Unsere Kinder werden größer, ihre Großeltern werden älter, und nun wird uns klar, daß jedes Weihnachtsfest, ja, jeder Tag, einzigartig ist und nicht mit Unwichtigem vertan werden darf. Wir hoffen, daß wir noch viele Weihnachten zusammen verbringen werden; wenn nicht, möchten wir zumindest die Feste, die wir zusammen sind, gut verbringen.
Ich habe ein Exemplar der Erzählung „Precious Jeopardy: A Christmas Story" gefunden und erstanden. Ich lese sie jedes Jahr zu Weihnachten und denke an meine Erfahrungen – an die vergangenen und an die vor mir liegenden. Und wie die Nadel des Phil Garland steckt auch meine in einem Samtkissen auf dem Toilettentisch als dauernde Erinnerung an die Ungewißheit des Lebens und an das Wichtige im Leben. Sie ist ein wertvolles Geschenk, eins, das ich nie vergessen werde. ☐

DIE WEIHNACHTSKARTE

Dawn Walker Naylor

Es war Anfang Dezember 1978 und ich hatte den Kopf voll mit Weihnachtsvorbereitungen, als ich mich hinsetzte, um Weihnachtskarten zu schreiben. Ich ging sorgfältig alle Namen in meinem Adreßbuch von A bis Z durch. Als ich zum N kam, fiel mein Blick auf den Namen des Vaters meines Mannes und seine Adresse in Salt Lake City. Ich hatte diese Adresse erst kürzlich aufgeschrieben, mit dem Hintergedanken, daß mein Mann vielleicht irgendwann in der Zukunft mit seinem Vater würde Verbindung aufnehmen wollen. Wir wohnten ja ganz in der Nähe, in Layton. Mein Mann David war schon mit sechs Jahren von seinem Vater getrennt worden, weil dieser sich scheiden ließ. Sein Vater war damals nach Kalifornien gezogen, hatte wieder geheiratet und viele Jahre dort gelebt. David war mit dem Gedanken aufgewachsen, daß sein Vater ihn im Stich gelassen habe. In seiner Jugend war er mehrmals umgezogen, und der Kontakt zwischen Vater und Sohn war fast dreißig Jahre lang völlig abgebrochen.

Es war eine tragische Geschichte, die David sehr bedrückte. Er konnte sich nur dunkel an seinen Vater erinnern, und die Erinnerung war durch die lange Zeit verzerrt. Er sagte sich, er wolle seinen Vater nie wiedersehen. Doch Davids Großmutter väterlicherseits, die bei seinem Vater wohnte, war mit einer weiteren Verwandten in Verbindung geblieben, und von ihr hatte ich die Adresse bekommen.

Der Name starrte mich aus dem Adreßbuch an. „Eine sinnlose Eintragung", dachte ich. Sie barg keine bildliche oder gefühlsmäßige Erinnerung, ich konnte sie mit keinem Gesicht in Verbindung bringen. Während ich aber den Namen vor mir betrachtete, hatte ich plötzlich das starke Gefühl, ich solle diesem Mann eine Weihnachtskarte schicken. Ich wollte mir den Gedanken aus dem Kopf schlagen, aber ich wurde ihn nicht los.

Was, wenn er nichts von uns wissen will? Oder wenn er ein Mensch ist, mit dem wir nichts zu tun haben wollen? Es meldeten sich viele Zweifel, doch mein erster Eindruck wurde immer stärker, und so entschloß ich mich endlich, die Karte abzuschicken. Da ich nicht wußte, wie mein Mann darauf reagieren würde, wollte ich die Karte lieber aufgeben, bevor er von der Arbeit heimkam. Ich suchte mit Sorgfalt die richtige Karte aus, schrieb die Adresse auf den Umschlag, schrieb ein paar Worte auf die Karte und setzte auch unsere Telefonnummer dazu. Nun war es getan. Ich gab die Karte auf, und nun mußte ich überlegen, wie ich es meinem Mann beibringen sollte.

Als David an diesem Abend die Zeitung las, sah ich eine Gelegenheit. Ich erzähl-



te ihm ruhig, was ich getan hatte und wartete ab. Er reagierte nicht. Also erzählte ich es ihm noch einmal. Diesmal fiel ihm die Zeitung aus der Hand, und er sah mich an, als wüßte er nicht, ob er wohl die richtige Frau geheiratet hätte.

Es verstrichen mehrere Tage, und ich dachte gar nicht mehr an die Weihnachtskarte. Da läutete eines Abends das Telefon. Als ich den Hörer abhob, hörte ich eine männliche Stimme sagen: „Ich bin Davids Vater." Ich war wie vom Donner gerührt und suchte krampfhaft nach einer geistreichen Erwiderung, während ich aufgeregt meinen Mann herbeiwinkte.

Mit schwacher Stimme sagte ich: „Ach, ich sehe, Sie haben die Karte bekommen." Dann hörte ich seine Antwort: „Ich habe immer darauf gewartet, von euch zu hören." Irgendwie brachte ich noch ein paar gemurmelte Worte hervor und sagte dann: „Wollen Sie mit David sprechen?" Ich reichte meinem verwirrt dreinblickenden Mann den Hörer.

Im Lauf des Gesprächs wurden ein Zeitpunkt und ein Ort für ein Treffen vereinbart, und nach einigen Tagen, in denen wir nervös und voll ängstlicher Erwartung waren, standen wir vor seiner Tür. Ich läutete. Ein Mann öffnete und stellte sich vor. Dann lernten wir seine Frau, die Kinder und die Großmutter kennen, die bei Davids Geburt zugegen gewesen war und sich noch gut an ihn als kleinen Jungen erinnerte.

Sie hatten alle gespannt auf unsere Ankunft gewartet. Es dauerte nicht lange, und wir fühlten uns zusammengehörig. Ich sah mich im Raum um und erblickte auf dem Kaminsims ein Bild von Spencer W. Kimball, der von da herablächelte: Ich wußte, wir befanden uns am rechten Ort.

Diese Begegnung zwischen Vater und Sohn nach so vielen Jahren läßt sich nicht mit Worten schildern. Ich werde die Freude auf ihren Gesichtern nie vergessen. Wir empfanden einen solchen Frieden und solche Freude, als wir in dieser Familie alles fanden, was wir uns von einer Familie erhofften. An diesem Abend wurden Gefühle und Erlebnisse von vielen Jahren ausgetauscht, und wir machten Pläne für weitere Zusammenkünfte. Ich weiß, daß alle das Gefühl hatten: Der himmlische Vater hatte eine wichtige Rolle bei dieser Wiedervereinigung gespielt.

Während mein Mann sich über das Beisammensein mit seinem Vater freute, hatte ich das Gefühl, daß der himmlische Vater diejenigen, die ihn endlich suchen, ähnlich empfangen wird: „Ich habe immer darauf gewartet, von euch zu hören." □

DAS EVANGELIUM IN DEN EVANGELIEN

Robert C. Patch

Wenn wir anfangen, die vier Evangelien im Neuen Testament zu studieren, wird uns das Verständnis erleichtert, wenn wir zuvor den Hintergrund eines jeden Buches kennen. In diesem Artikel behandelt Dr. R. C. Patch die Bedeutung des Wortes „Evangelium"; er erörtert, weshalb es für die ersten vier Bücher des Neuen Testaments gebraucht wird und wie diese vier Berichte, so verschieden sie auch sind, vereint von Christus Zeugnis geben. – Der Herausgeber

Das Wort *Evangelium* kommt aus dem Griechischen und wird als *gute Nachricht* oder *Frohbotschaft* übersetzt. Jesus gebrauchte dieses Wort offenbar zum ersten Mal in der Synagoge zu Nazareth, als er erklärte, daß er gesalbt sei, das Evangelium zu predigen. (Siehe Lk 4:18; Jes 61:1.)

Was aber ist das Evangelium? Neuzeitliche Offenbarung vervollständigt die Bedeutung des Wortes. Laut LuB 76:4–44 gehört zum Inhalt des Evangeliums, daß Jesus in die Welt gekommen ist, um gekreuzigt zu werden, die Sünden der Welt zu tragen, die Welt zu heiligen und den Vater zu verherrlichen, indem er alle Menschen außer den Söhnen des Verderbens errettet.

In zwei anderen Offenbarungen umfaßt der Begriff „Evangelium" die wichtigen Lehren von der Umkehr, der Taufe im Wasser sowie der Taufe durch Feuer und den Heiligen Geist, „der das Friedfertige des Reiches lehrt" (LuB 39:6).

Im Buch Mormon steht: Als die zwölf von Jesus erwählten Männer ihn wegen des Namens der Kirche fragten, erklärte der Erretter, daß es seine Kirche sei, wenn sie mit seinem Namen bezeichnet werde und wenn sie auf das Evangelium gegründet sei (3Ne 27:1–10).

Zusätzlich zu den in Jesaja und im Buch

‚Lehre und Bündnisse' genannten Grundsätzen, umfaßt sein Evangelium vier weitere: daß er gekommen ist, den Willen des Vaters zu tun; daß die Menschen zum Gericht emporgehoben werden, daß die Welt gerichtet wird und daß er den Vater durch sein Werk verherrlicht hat (s. 3Ne 27:13,14,16,19).
Ergänzt durch neuzeitliche Offenbarung, umfaßt der Begriff *Evangelium* also folgendes:

1. Die Mission Jesu ist vom Vater autorisiert und gereicht ihm (dem Vater) zur Herrlichkeit.
2. Sein erlösendes Opfer und sein Tod am Kreuz machen es möglich, daß die Welt geheiligt wird.
3. Jesus hat durch seine Auferstehung das Gefängnis aufgetan.
4. So, wie die Menschen seiner Zeit den Sohn zum Gericht emporgehoben haben, wird der Vater die Menschen emporheben, damit sie vom Sohn gerichtet werden.
5. Bis an die Enden der Erde ergeht die Mahnung, umzukehren.
6. Nur wer durch Glauben, Taufe und den Heiligen Geist geheiligt wird, kann rein werden.

Die Kunde des Evangeliums kann also mit Recht als *gute Nachricht* bezeichnet werden. In diesem allgemein gebräuchlichen Sinn wurde das Wort von Jesus in Nazaret, im Buch Mormon und im Buch ‚Lehre und Bündnisse' gebraucht.
Wie aber die meisten Christen es verstehen, steht die gute Nachricht des Evangeliums in den Schriften der vier Evangelien – daher spricht man auch von den vier Evangelien.

Obwohl die Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes viele Gemeinsamkeiten aufweisen, finden wir bei jedem etwas, was bei den anderen nicht steht. Es ist interessant, in wie vielen Punkten die vier Evangelien des Neuen Testaments übereinstimmen. Da die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas einander sehr ähnlich sind, spricht man von den drei synoptischen Evangelien, obwohl auch diese drei weder im Aufbau noch in vielen Einzelheiten übereinstimmen. Bei Johannes hingegen unterscheiden sich Inhalt und Aussage weitgehend von den synoptischen Evangelien.
Trotzdem finden wir in allen vier Evangelien wengistens 18 kurze gemeinsame Erzählungen. Auffällig ist, daß nur vier Ereignisse aus der Zeit vor der letzten Woche im Leben Jesu von allen vier Autoren niedergeschrieben wurden: der Bericht über Johannes den Täufer und wie er gepredigt hat; die Taufe des Erretters; wie Jesus in Nazaret auf Ablehnung stieß und die Speisung der Fünftausend.
Die übrigen 14 Episoden, die wir in allen vier Evangelien finden, ereigneten sich alle nach dem triumphalen Einzug Jesu in Jerusalem in der Woche vor Ostern. So ist die letzte Woche im Leben Jesu, die Passionswoche, der bestdokumentierte Ausschnitt aus dem Neuen Testament.

DAS EVANGELIUM NACH MATTHÄUS

Es zeichnet sich durch zwei Merkmale aus: durch die vielen Zitate von

Propheten aus dem Alten Testament und durch die Wiedergabe bedeutender Reden, die darin aufgezeichnet sind. Matthäus zitiert mehr als hundert Stellen aus dem Alten Testament, so, als sei für ihn



das Christentum die Erfüllung judaistischer Prophezeiung gewesen – allerdings mit einer Ausnahme: Die Botschaft des Christentums sollte an die Welt ergehen, im Gegensatz zu dem begrenzteren Blickwinkel der Schriftgelehrten. Matthäus zitiert eine alttestamentarische Prophezeiung, aus der hervorgeht, daß das Evangelium auch an die Andern ergehen würde (s. Mt 12:19–21).

Das zweite Kennzeichen des Matthäusevangeliums, die Wiedergabe von Reden Jesu, bezieht sich auf sechs Reden Jesu. Die erste ist die Bergpredigt (Mt 5–7), in der die Bedeutung der Rechtschaffenheit besonders hervorgehoben wird. Trotzdem findet sich darin auch ein allgemeiner, universeller Sinn; Jesus sagt zu seinen Zuhörern: „Ihr seid das Salz der Erde . . ." (Mt 5:13) und: „Ihr seid das Licht der Welt . . ." (Mt 5:14).

Die zweite Rede war an die Zwölf gerichtet, als sie ausgesandt wurden. Jesus gab ihnen für diese erste Mission die Weisung: „Geht nicht zu den Heiden . . ., sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel." (Mt 10:5,6.)

Später wurde die Mission auf die ganze Welt erweitert, als Christus den großen Auftrag aussprach, der in Matthäus 28:19 steht: „Darum geht zu allen Völkern . . ."

Die dritte Rede, eine Gleichnissammlung, steht im 13. Kapitel Matthäus. Manche haben sich gefragt, wieso diese Gleichnisse an dieser Stelle wie Perlen auf einer Schnur aneinandergereiht wurden. Die beste Erklärung finden wir im Buch „Documentary History of the Church", wo Joseph Smith erläutert, daß in dieser Rede die Ereignisse im Reich Gottes von der Zeit Jesu bis zu seinem Zweiten Kommen geschildert werden. (Siehe DHC, 2. Bd., S. 264–272.) In den Gleichnissen wird die Bedeutung des „Sauerteigs" in der Welt hervorgehoben.

Das Gleichnis vom Sämann schildert, wie das Evangelium verbreitet wird. Das Gleichnis vom Unkraut ist eine Beschreibung des Abfalls vom Glauben. Das Gleichnis vom Senfkorn verbildlicht den Aufstieg der Kirche in den letzten Tagen, und das vom Sauerteig weist auf Offenbarung in der Kirche hin, die schließlich alles durchdringen wird. Das Gleichnis von der Perle lehrt vom Erbe in Zion, und im Gleichnis vom Fischnetz wird angedeutet, daß die Nachkommen Josephs das Evangelium in der ganzen Welt verbreiten. Man

kann die Bedeutung dieser Gleichnisse nicht auf einen einzigen Ort oder auf eine einzige Nation beschränken.
In der vierten von Matthäus aufgezeichneten Rede wird die Frage von Übertretung und Vergebung besprochen (s. Mt 18). Jesus lehrte, daß der Vater kleine Kinder vor der Verführung zum Bösen und vor dem Verderben bewahrt sehen möchte. Die Frage des Petrus, wie oft er seinem Bruder vergeben solle, spiegelt vielleicht die weithin übliche Einstellung zum Vergeben wider, doch die Antwort Jesu, daß man „siebenundsiebzigmal" vergeben soll, zeigt, daß diese Haltung nicht richtig ist.
In der fünften Rede, die in Matthäus 23 steht, wird die Heuchelei der Pharisäer und Schriftgelehrten verurteilt. Die letzte Rede in der Sammlung des Matthäus enthält die prophetischen Lehren Jesu vom Ende der Welt (Mt 24). Die von Joseph Smith revidierte Version dieses Kapitels findet man in der Köstlichen Perle. Christus nennt hier die Zeichen der Zerstörung Jerusalems nach seinem Tod und führt dann Parallelen zu den Ereignissen der letzten Tage an.
Matthäus wußte genau, daß die Kirche eine weltweite Bestimmung hatte, wie aus seiner Formulierung des großen Auftrags hervorgeht: „Darum geht zu allen Völkern . . . , und lehrt sie . . . Seid gewiß: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt." (Mt 28:19,20.)

DAS EVANGELIUM NACH MARKUS

Dieses Evangelium ist das kürzeste, und Bibelgelehrte haben festgestellt, daß Markus eigentlich Petrus wiedergibt. Als unabhängige Erzählung betrachtet, bietet es lebendige Schilderung, viele Details und tiefen Einblick. Der erste Satz: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus . . ." ist offenbar ein Versuch, etwas sehr Wesentliches über den Begriff des Evangeliums auszusagen. Was ist für Markus „der Anfang" des Evangeliums?
Fast sicher ist damit die göttliche Mission von Christus gemeint, denn Markus führt viele Beweise an, um den Leser davon zu überzeugen, daß Jesus Macht über den Tod hatte, daß er der Herr des Sabbats



war, daß er die Zwölf Apostel ordinierte, Tote auferweckte, daß er die mosaische Reinheit ins rechte Licht rückte und öffentlich verkündete, daß er der Messias war. Markus beendet seine Erzählung mit

dem Höhepunkt nach der Auferstehung, als ein Engel verkündet: „Er ist auferstanden.“ (Mk 16:6.)
Wie verbindet Markus in seiner Schilderung die Göttlichkeit Christi mit seinem geistlichen Dienst? Im ersten Teil hören wir durch die Schilderung seines Wirkens in Galiläa beinahe die Worte von Jesaja 61:1,2 durchklingen, einer Prophezeiung, die vom Wegbereiter des Herrn, Johannes dem Täufer, erfüllt wurde.
Um die Göttlichkeit Christi zu schildern, führt Markus alle vorhandenen Beweise an, daß Jesus in der Tat der Messias war: er predigte das bevorstehende Reich, er vergab Sünden, er war der Herr des Sabbats, er hatte Macht über Krankheit, Geister und Tod, er sagte seinen eigenen Tod voraus und sagte, daß das Blut des Neuen Testaments für viele vergossen werde (s. Mk 14:24).
Seine Feder führt uns vor Augen, was der Herr des Himmels und der Erde getan hat, sie zeigt seine göttliche Macht und Mission. Das Markusevangelium ist ein Zeugnis vom Sühnopfer.

DAS EVANGELIUM NACH LUKAS

Das Lukasevangelium wurde als das schönste Buch der Welt bezeichnet. Seine Weihnachtserzählung und das Gleichnis vom verlorenen Sohn und das vom barmherzigen Samariter haben Eingang in die Herzen der christlichen Welt gefunden. Lukas betont das Geschichtliche, das Menschliche und das Geistige; besonderes Interesse widmet er der Rolle, die Frauen in den frühen Jahren spielten. Elisabet, die Mutter von Johannes dem Täufer, Maria in der Weihnachtserzählung, die Frauen hoher Beamter und einige Frauen, deren Namen nicht genannt werden – sie alle werden auf interessante Weise und an wichtiger Stelle in diesem Evangelium erwähnt. Lukas zeigt auch besonderes Interesse an armen und einfachen Menschen.
Der geistige Aspekt wird nur noch in der Apostelgeschichte stärker betont. Als Missionsbegleiter des Paulus gewann Lukas ein tiefes Verständnis vom Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche und Interesse an der umfassenden Mission des Messias. Lukas führt die Mission Jesu allen Menschen vor Augen, seien sie nun zerknirschten Herzens, gebunden oder gar blind.
In seinem Evangelium wird geschildert,



wie ein Engel das Wirken Johannes des Täufers dessen Vater Zacharias beschreibt, der später vom Messias prophezeit. Maria wußte durch einen Boten vom Himmel, daß ihr Sohn der „Sohn des Allerhöchsten“ genannt werden würde. Das Zeugnis Johannes des Täufers schildert einen „Mächtigeren“, der mit Feuer und dem Heiligen Geist taufen würde. Lukas zeigt so vom Anfang an, daß Zacharias, Maria, Simeon und Johannes der Täufer wußten, daß der Sohn des Allerhöchsten kommen würde.

Das Lukasevangelium erzählt, wie der göttliche Jesus von den Teufeln in Kapernaum als „der Heilige Gottes“ erkannt wurde (Lk 4:34); wie er die Apostel berufen, wie er Kranke geheilt und Sünden vergeben, und wie er Menschenmengen gespeist hat und verwandelt wurde. Im letzten Kapitel wird geschildert, wie Jesus zwei Jünger belehrt hat, die auf dem Weg nach Emmaus waren.



Ein hervorstechendes Thema im Lukasevangelium ist die Lehre von Umkehr und Vergebung, dargelegt am Beispiel einer sündigen Frau und eines Aussätzigen. Jesus wies seine Jünger an, einander zu vergeben, und er selbst setzte das Beispiel, als er vom Kreuz herab betete: „Vater, vergib ihnen . . .“ (Lk 23:34.) Dem Petrus wurde vergeben, nachdem er Christus dreimal verleugnet hatte. In den letzten Versen heißt es, daß Umkehr und Sündenvergebung in der ganzen Welt gepredigt werden soll (s. Lk 24:47).

DAS EVANGELIUM NACH JOHANNES

Dieses Evangelium ist ein Zeugnis, dem auf besondere Weise Nachdruck verliehen wird: „Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ (Joh 20:30,31.) Dieses Zeugnis wird auf eine ganz eigene Weise bekräftigt.

Im fünften Kapitel Johannes wird wiedergegeben, wie Jesus die Juden über das Zeugnis unterwiesen hat und daß er die folgenden Quellen zu einem Zeugnis genannt hat, die jedem zugänglich sind: Jesus selbst, Johannes der Täufer, die Werke Jesu, Mose (dem die Zuhörer, die Christus hatte, wahrscheinlich vertrauten)

und Gott Vater, obwohl sie dessen Stimme nicht gehört hatten. Da der Erretter in 3. Nephi 11:31–36 erklärt, daß Gott Vater durch den Heiligen Geist Zeugnis gibt, muß er den Juden gesagt haben, daß sie für die Stimme des Heiligen Geistes taub waren.

Für Johannes war Jesus das wahre Paschalamm. Er führt das Zeugnis des Täufers an: „Seht, das Lamm Gottes!" (Joh 1:29.) Dieser Satz bezieht sich auf Jes 53:7 und gilt für alle vier Paschafeste, die in das geistliche Wirken Jesu fielen.

Johannes berichtet ausdrücklich, daß die Soldaten Jesus nicht die Gebeine brachen, als sie ihn tot am Kreuz fanden, wie sie es mit den beiden Räubern getan hatten. Er setzt erklärend hinzu: „Denn das ist geschehen, damit sich das Schriftwort erfüllt. *Man soll an ihm kein Gebein zerbrechen.*" (Joh 19:36.) Johannes zitiert hierbei aus den Weisungen hinsichtlich des Opferlammes für das Paschafest (s. Ex 12:46).

EVANGELIUM, ABFALL UND ZEUGNIS

Drei Jahrhunderte lang, nachdem das letzte Buch geschrieben war, zirkulierten die Schriften des Neuen Testaments in der gesamten christlichen Welt. Im zweiten Jahrhundert wurde die historische christliche Kirche durch vier häretische Lehren – Dozetismus, Montanismus, Gnostizismus und Monarchianismus – gezwungen, auf die apostolischen Schriften des ersten Jahrhunderts zurückzugreifen, um ihre angeschlagene Autorität zu schützen und zu stärken.

Die in dieser Zeit umstrittenen Bücher waren: Offenbarung, Jakobus, Judas, 2. Petrus sowie der 2. und 3. Brief des Johannes. Der Hebräerbrief wurde in Alexandria 200 Jahre früher als in Rom anerkannt. Andererseits wurden die Didache, die Offenbarung des Petrus, „Der Hirt" von Hermas, der Barnabasbrief und der 1. Clemensbrief früh anerkannt und später wieder verworfen. Die religiöse Kraft der neutestamentarischen Evangelien wurde in dieser Zeit der Häresie, des Abfalls und der Spaltung jedoch nie ernstlich in Frage gestellt.

Die religiöse Kraft der Evangelien beruht auf Zeugen. Matthäus hat bezeugt, daß die „Frohbotschaft" an die Welt ergehen soll; Markus hat bezeugt, daß Jesus der Erlöser ist; Lukas hat ein Zeugnis von der Sündenvergebung geschrieben; das Johannesevangelium ist ein Zeugnis davon, daß die Symbolik des Paschafests erfüllt wurde. Das 3. Buch Nephi gibt Zeugnis von der Heiligung und das Buch ‚Lehre und Bündnisse' von der Auferstehung. Johannes aber schrieb: „Wenn wir von Menschen ein Zeugnis annehmen, so ist das Zeugnis Gottes gewichtiger . . ." (Joh 5:9.) □

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Frage:
Die Bergpredigt wirkt ihrer Form nach bruchstückhaft. Gibt es weitere Beispiele dieser Art in der Literatur? Ist die mangelnde Einheit nur scheinbar? Ist sie auf die Niederschrift und Überlieferung zurückzuführen?



Antwort:
Dr. Monte S. Nyman,
Professor für alte Schrift an der Brigham-Young-Universität

Aufgrund der scheinbaren Bruchstückhaftigkeit der Bergpredigt besteht die in der christlichen Welt weitverbreitete Lehrmeinung, die Bergpredigt sei nicht zu einem einzigen Zeitpunkt gehalten worden, sondern „setze sich aus Aphorismen, Maximen und bildhaften Darstellungen zusammen, die der Erinnerung an eine Vielzahl von Reden entstammen". (Interpreters Bible, I, S. 279; s. a. S. 155–164.) Daß dies aber nicht zutrifft, geht aus dem Buch Mormon hervor.

Als Jesus nach seiner Auferstehung den Nephiten erschien, hielt er bei ihnen im wesentlichen dieselbe Predigt (s. 3Ne 12–14). Am Ende seiner Worte sagte er den Versammelten: „Siehe, ihr habt gehört, was ich gelehrt habe, ehe ich zu meinem Vater aufgefahren bin." (3Ne 15:1.) Zwar wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß die Predigt zu einem einzigen Zeitpunkt gehalten wurde, doch kann man dies daraus schließen. Die Tatsache, daß er sie bei den Nephiten in einem Zuge gehalten hat, deutet ebenfalls darauf hin, daß es auch früher so geschehen war. Warum also der bruchstückhafte Eindruck? Einige Erläuterungen sind hier angebracht.

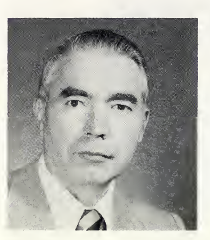
Wenn man auch die Predigt mit rabbinischen und griechischen philosophischen Schriften verglichen hat, so steht sie dennoch einzigartig da. Die scheinbare Bruchstückhaftigkeit entspringt ihrem Inhalt. Auch dies wird wiederum im Buch Mormon klargestellt, während aus dem Matthäusevangelium offenbar viel Klares und Wertvolles verlorengegangen ist (s. 1Ne 13:23–29). Daß dies wirklich der Fall ist und die bestehenden Unter-

schiede nicht auf zwei unterschiedliche Predigten zurückzuführen sind, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß Joseph Smith die zusätzlichen Lehren aus der Predigt im Buch Mormon in seine inspirierte Übersetzung der Bibel aufgenommen hat. Es ist überflüssig, die Niederschrift und Überlieferung als Entschuldigung für die Predigt heranzuziehen; man sollte sie einfach als einen der Texte betrachten, die durch Änderungen, Auslassungen und möglicherweise durch schlechte Übersetzung gelitten haben.

Die Predigt ist bruchstückhaft in dem Sinn, daß sich verschiedene Teile an verschiedene Zuhörergruppen richten. Der erste Teil (Mt 5:1 bis 6:24; 3Ne 12:1 bis 13:24) richtet sich an die versammelte Menschenmenge. Im Buch Mormon schickt der Herr den Worten an die Menge Weisungen an die Zwölf voraus (3Ne 11:21–41). Der zweite Teil (Mt 6:25–34; 3Ne 13:25–34) ist an die Zwölf gerichtet, die er erwählt hat. Der dritte Teil richtet sich wieder an die Menge. Bei den drei Abschnitten der Predigt erkennen wir also eine Trennung zwischen Weisungen allgemeiner Natur und besonderen Weisungen für die Zwölf.

Ferner wirkt die Predigt im Bericht des Matthäus bruchstückhaft, weil darin mehrmals das Thema abrupt gewechselt wird. Die Seligpreisungen, der Vergleich des Hörers mit dem Salz und mit einem Licht, die Erfüllung des Gesetzes sowie ein Vergleich des Gesetzes mit den Lehren Jesu – all diese Themen werden im 5. Kapitel Matthäus scheinbar unabhängig und getrennt voneinander behandelt. In der Predigt an die Nephiten aber werden all diese Themen durch den einen Grundsatz verbunden, den der Erretter am Beginn seiner Weisungen an die Menge ausspricht, nämlich „zu ihm zu kommen". Dadurch wird die im Buch Mormon aufgezeichnete Predigt zu einer sehr schönen Schilderung der Rolle des getauften Mitglieds der Kirche. Leider ist der Welt der einigende Grundgedanke dieser meisterhaften Predigt verlorengegangen. Da dieser klare und wertvolle Text wiederhergestellt ist, können wir die Predigt besser verstehen und schätzen, und zwar indem wir sie im Buch Mormon studieren. □

Frage:
Warum sind die Evangelien in den Einzelheiten über das Leben Jesu so unvollständig?



Antwort:
Dr. Richard Lloyd Anderson, Professor für Geschichte und alte Schrift an der Brigham-Young-Universität

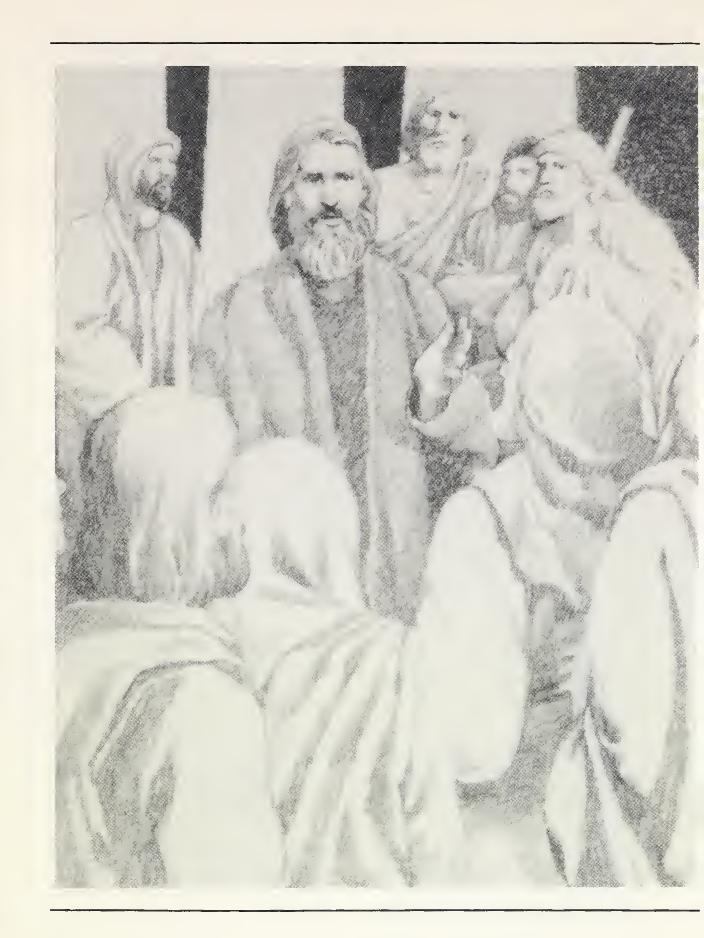
Nur ein Evangelium beginnt damit, daß es die erhabene Stellung Jesu im vorirdischen Dasein darlegt. Nur zwei berichten von seiner wundersamen Geburt.

Drei Evangelien behandeln nur ein einziges Paschafest in seinem Leben und überlassen es dem vierten Evangelium, sein dreijähriges geistliches Wirken zu schildern. Es ist offensichtlich, daß diese kurzen Aufzeichnungen nie als Lebensgeschichte gedacht waren. Was aber sollten sie sonst sein?

Joseph Smith gab darauf eine erhellende Antwort, indem er eine neue Benennung gebrauchte: „Das Zeugnis" von Matthäus und Johannes. Diese Änderung in der Inspirierten Version hebt die Besonderheit jedes Evangeliums hervor. Wie Johannes so schrieben auch die drei anderen Autoren mit derselben grundlegenden Absicht. Johannes war der letzte überlebende Apostel, der von Jesus persönlich erwählt wurde, und als besonders kennzeichnend finden sich bei ihm die Worte „Zeugnis" und „bezeugen". 70 Prozent der Begriffe für persönliches Wissen (*maturia* und *matureo*) im Neuen Testament stehen in den Aufzeichnungen des Johannes, der es als seine wichtigste Mission betrachtet hat, von seinem persönlichen Wissen Zeugnis zu geben. Man vergleiche nur das Anfangskapitel des Johannesevangeliums („Wir haben seine Herrlichkeit gesehen" – Joh 1:14) mit den ersten Versen des ersten Johannesbriefes („. . . was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefaßt haben" – 1Joh 1:1). Dieser letzte Evangeliumsautor schrieb für alle, damit „ihr glaubt", wie er betonte, „daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen" (Joh 20:31).

Viele haben den Schluß gezogen, daß die Schriften des Johannes nur Zeugnis und nicht Geschichte seien. In Wirklichkeit ordnet Johannes Geschichtliches um den Kern seines Zeugnisses, wie schon der Name „Evangelium" besagt. Offenbar wurden die ersten Aufzeichnungen über das Leben Jesu als „Evangelien" bezeichnet – warum? Das griechische Wort *euangelion* setzt sich zusammen aus *angelia* – soviel wie Botschaft oder Verkündigung – und der Vorsilbe mit der Bedeutung „gut" oder „günstig". „Evangelium" bedeutet daher „gute Nachricht". Die Erzählungen über Christus wurden als Evangelien bezeichnet, weil darin das Evangelium gepredigt wurde, nämlich die wunderbare Botschaft, daß er Tod und Sünde überwunden hatte. Obwohl sich die Evangelien darin unterscheiden, wie sie zu diesem Schluß gelangen, ist der Schluß selbst, nämlich der Tod und die Auferstehung, in allen detailliert geschildert. So ist zum Beispiel ein Drittel des Markus- und fast die Hälfte des Johannesevangeliums der letzten Woche im Leben Christi gewidmet.

Alles, was wir über Christus erfahren können, ist zwar hochinteressant – unsere Errettung aber wurde mit dem erkauft, was er für uns getan hat. Die Evangelien sind nicht als Lebensgeschichte gedacht, sondern sie berichten über Christus das, woraus sein Evangelium spricht: die Tatsache, daß er von Gott gesandt war, daß sich in seinem Leben und in seiner Lehre die Macht Gottes gezeigt, daß er seiner Kirche Vollmacht verliehen, daß er bereitwillig für unser ewiges Leben sein Leben geopfert hat und daß er auferstanden ist, und dadurch uns allen den Weg zur Auferstehung bereitet hat. Die Schilderung all dessen ist der Inhalt und das Zeugnis der vier Evangelien des Neuen Testaments. □



VON SALOMOS HALLE

Ein Blick auf die Kirche zur Zeit der Apostel

T. Edgar Lyon

Als Christen des 20. Jahrhunderts die Anfänge der christlichen Kirche rekonstruieren wollten, wurde ihnen bald bewußt, wie sehr sie einem Autor des ersten Jahrhunderts verpflichtet sind. Dieser Autor, ein Arzt namens Lukas, hat das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte verfaßt. Sein Werk ist eigentlich eine zweibändige Geschichte von der Gründung des Christentums.

So sehr wir das Werk des Lukas auch schätzen, wünschen wir uns doch, daß er über manches noch geschrieben hätte. Er schreibt zum Beispiel nichts über eine formelle Organisation der Kirche zur Zeit Jesu und nennt weder Beamte der Kirche noch deren Titel und jeweilige Vollmacht. Er sagt nicht, wie die christliche Gemeinde in Jerusalem genannt wurde oder welche Einstellung die christlichen Juden zum Tempel, zum Tempelbereich und zu den täglichen Opfern der levitischen Priester hatten oder wie sie sich zum jüdischen Sabbat stellten. Vielleicht war Theophilus, dem Lukas sowohl sein Evangelium wie auch die Apostelgeschichte widmete, mit all dem so vertraut, daß Lukas es nicht für notwendig erachtete, darüber etwas zu schreiben.

Die Halle Salomos diente offenbar demselben Zweck wie das griechische oder römische Forum, wo öffentliche Versammlungen und Debatten stattfanden.

Das Wachstum der Kirche

In der Apostelgeschichte wird der Bericht über die christliche Gemeinde zu Jerusalem von da fortgeführt, wo er im Lukasevangelium endet.

Nach der Himmelfahrt des auferstandenen Herrn Jesus schildert Lukas eine Versammlung der Heiligen aus Jerusalem, etwa 120 an der Zahl (s. Apg 1:15). Petrus erklärte, die überlebenden Apostel sollten Kandidaten aussuchen, um die durch den Tod des Judas Ischariot freigewordene Stelle wieder zu besetzen. Er nannte zwei Voraussetzungen für dieses Amt: der Betreffende mußte seit der Taufe des Erretters durch Johannes den Täufer bei Jesus und seinen Jüngern gewesen sein und er mußte auch Zeuge der Auferstehung Christi sein. Sie fanden zwei Kandidaten, von denen beide gleichermaßen befähigt schienen. Dann beteten sie zum Herrn und baten ihn, der die Herzen der Menschen auf eine Weise kennt, wie sie ihnen verschlossen war, er solle ihnen zeigen, welchen der beiden er erwählt habe (s. Apg 1:24). Sie wurden dann darin gelenkt, Matthias auszuwählen, und er füllte den freien Platz im Kollegium der Zwölf. Die Apostel bestanden darauf, daß die Kirche durch den Geist und nicht durch menschliches Ermessen regiert werde.

Lukas erzählt seinen Lesern dann von einem aufsehenerregenden Ereignis, das

zehn Tage nach der Himmelfahrt Jesu beim jüdischen Pfingstfest geschehen ist. Er erzählt, wie sich an diesem denkwürdigen Tag Juden aus Palästina sowie ausländische Juden aus etwa 15 verschiedenen Provinzen des Römischen Reiches an einem Ort versammelt hatten, den er nicht näher nennt. An diesem Tag wurde über die Apostel eine wundersame Kundgebung fremder Sprachen ausgeschüttet. Die Zuhörer wunderten sich, daß die Apostel, allesamt Galiläer (s. Apg 2:7), das Evangelium in der Sprache ihrer jeweiligen Zuhörer predigen konnten (s. Apg 2:1–37).

Nach dieser wundersamen Kundgebung folgte eine meisterhafte Rede des Petrus über die messianische Sendung Jesu. Er gab Zeugnis, daß Jesus von Nazaret der Erlöser der Welt sei. Die Versammelten wurden plötzlich gewahr, daß sie umkehren mußten, weil sie Jesus als ihren Messias verworfen hatten, und sie fragten Petrus, wie sie der verdienten Strafe entgehen könnten. Als Antwort darauf predigte ihnen Petrus die ersten Grundsätze des Evangeliums, und Lukas schreibt, daß an diesem Tag der christlichen Kirche etwa dreitausend Seelen durch die Taufe hinzugefügt wurden (s. Apg 2:37–42).

Etwas später, nach einem weiteren außergewöhnlichen Ereignis, schlossen sich der Kirche noch mehr Bekehrte an. Petrus und Johannes gingen „um die neunte Stunde zum Gebet in den Tempel hinauf" (Apg 3:1). Als sie den Tempelhof betraten, wurden sie am Tor von einem Bettler um Geld gebeten. Petrus gab zur Antwort, er habe keines, doch er heilte den Mann, der von Geburt an ein Krüppel gewesen war. Dieses durch viele Zeugen



Die Begeisterung für die neue Art der Bruderschaft war bei vielen Bekehrten so groß, daß sie ihren ganzen Besitz mit den anderen teilen wollten.

belegte Wunder lockte viele Juden in den sogenannten Heidenhof (s. Apg 3:11). Dort redete Petrus zu ihnen darüber, wie sie Jesus von Nazaret als ihren Messias verworfen hatten, und rief sie auf, nun Umkehr zu üben. Lukas schreibt, seine Predigt sei so wirkungsvoll gewesen, daß „viele, die das Wort gehört hatten, gläubig wurden; und die Zahl der Männer stieg auf etwa fünftausend" (Apg 4:4).

Die Heiligen besaßen alles gemeinsam

Viele der bei diesen beiden Anlässen neu Bekehrten waren von der neuen Bruderschaft so begeistert und hatten sich ihr so verschrieben, daß sie den Wunsch verspürten, ihren ganzen Besitz mit den Mitchristen zu teilen, wie es ja dem Evangeliumsgrundsatz der gegenseitigen Fürsorge entsprach:

„Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt. Denn alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon so viel zugeteilt, wie er nötig hatte." (Apg 4:34,35.)

„Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte." (Apg 2:44,45.)

Aus diesen beiden Berichten erfahren wir von einer religiös-wirtschaftlichen Genossenschaft der Heiligen in Jerusalem, die offenbar von demselben Geist getragen war, der auch die Nephiten auf der westlichen Hemisphäre nach dem Erscheinen des Herrn motivierte. Das nephitische System wirtschaftlicher Zusammenarbeit hielt sich etwa zwei Jahrhunderte (s. 4Ne 1–27).

Die Kirche wuchs so schnell, daß die Zwölf ihre gesamte Zeit dafür aufwenden mußten, tagtäglich Lebensmittel zu besorgen und zu verteilen. Es war ihnen klar, daß diese Arbeit sie davon abhielt, das Evangelium zu predigen, wie es ihnen Jesus aufgetragen hatte. Darum riefen die Zwölf die Heiligen zusammen und belehrten sie dahingehend, daß die Apostel nicht von Jesus berufen worden seien, sozusagen den Tisch zu decken. Für diese Aufgabe, schlugen sie vor, sollten sieben Männer berufen werden.

Lukas sagt uns nicht, mit welchem Titel dieses Amt bezeichnet wurde. Lange danach, als ein abgefallenes Christentum diese Aufgabe den Diakonen übertragen hatte, wurden diese sieben von Herausgebern von Bibeln und von Bibelgelehrten in Randbemerkungen und Kapitelüberschriften als die „sieben Diakone" bezeichnet. Im Text des Lukas steht davon allerdings nichts. Die Arbeit dieser Männer, nämlich die Sorge für die zeitlichen Bedürfnisse der Mitglieder, deckte sich aber mit der Aufgabe der Bischöfe. Es kann sein, daß die Heiligen in Jerusalem in sieben Gemeinden unterteilt waren, wobei jeweils ein Bischof für die zeitliche Wohlfahrt einer Gemeinde verantwortlich war.

Die Einführung dieses neuen Wirtschaftssystems bei den Heiligen in Jerusalem war ein Akt christlicher Liebe und christlichen Glaubens, wenn auch schließlich daraus Schwierigkeiten erwuchsen. Viele von denen, die sich beim Pfingstfest der Kirche angeschlossen hatten, hatten möglicherweise Besitztümer angehäuft und in Häuser, Land und gewinnbringende Geschäfte investiert. Hätten sie ihre Ländereien, Häuser, Geschäfte usw. be-

halten und der Christengemeinschaft den Gewinn abgegeben, so wäre das Kapital bestehen geblieben und die Gemeinschaft hätte ein ständiges Einkommen gehabt. Indem diese Heiligen aber ihren Besitz verkauften, um der Kirche Geld zu geben, verloren sie ihre ständige Einkommensquelle. Als die Kirche an Zahl zunahm und sich ihr viele Arme anschlossen, erschöpfte sich offenbar der ursprüngliche Reichtum, den die beiden ersten großen Gruppen von Bekehrten mitgebracht hatten.
Als der Apostel Paulus zehn bis fünfzehn Jahre später in Kleinasien und Europa bei den Juden und bei den Andern missionierte, bat er diese um Spenden für die in Armut lebenden Jerusalemer Christen (s. 1Kor 16:1–4; 2Kor 9:1–8). Sie hatten ihr Kapital bis dahin offenbar aufgezehrt und verfügten über wenige Einkommensquellen.

Der Sabbat in der Urkirche

Die Jerusalemer Heiligen hatten großen Einfluß auf die Entwicklung des christlichen Sabbats. Zwar berichtet uns die Schrift relativ wenig darüber, wie die frühen Christen ihren heiligen Tag begangen haben, doch wissen wir, daß die ersten Führer der Kirche im jüdischen Glauben aufgewachsen und offenbar strenggläubige Juden gewesen waren, sonst hätten sie auch nicht auf einen Messias gewartet. Infolgedessen müssen sie auch als Erwachsene aktiv an den Sabbatgottesdiensten in den Synagogen teilgenommen haben. Bestimmt besuchten sie den Gottesdienst am Feitagabend in Vorbereitung auf den Sabbat, der bei Sonnenuntergang begann. Dort sangen sie wahrscheinlich Psalmen, sagten Gebete und lasen in den Schriften der Propheten und in den Gesetzen Moses.
Abgesehen von den Gottesdiensten, wurde in den Synagogen auch Schule gehalten, mit dem Rabbi als Lehrer. Wochentags wurden dort Kinder und Jugendliche in den Zehn Geboten, im Gesetz des Mose und im Talmud unterwiesen, denn dies war die Grundlage der jüdischen Gottesverehrung und ihres Dienstes am Mitmenschen.
Jesus selbst bildete davon bestimmt keine Ausnahme, denn seine Lehren und Predigten lassen erkennen, wie sehr er mit dem Gesetz, den Propheten und der Schrift vertraut war. Die Evangelien berichten, daß er am Sabbat in die Synagoge ging und dort oft die Schrift auslegte oder auf Irrtümer im jüdischen Glauben oder Brauchtum hinwies (s. Lk 4:16–21). Selbstverständlich hatten seine Apostel ihn dabei begleitet, und es war nur natürlich, daß sie und andere auch weiterhin die Synagogen besuchten. Lukas berichtet, daß die Missionare, wenn sie über die Grenzen Palästinas hinausgingen, am Sabbat die Synagogen besuchten und dort auch öffentlich redeten, wenn es ihnen gestattet wurde, wobei sie den Juden Tod und Auferstehung Jesu predigten (s. Apg 13:5,14; 14:1; 17:1,2).

> Die Apostel bestanden darauf, daß dies eine Kirche sei, die durch den Geist und nicht durch menschliches Ermessen regiert werde.



EILAS KERZE

Marjorie R. Sheffer

Seppo stapfte ruhelos auf dem kleinen Anlegesteg hin und her. Die Lichter in dem alten Bauernhaus gingen eins nach dem andern aus, dann tanzte eine Laterne den Pfad zum Landesteg entlang. Es war noch sehr früh an diesem Samstagmorgen im Dezember, und es war noch dunkel.

Vater, Mutter, die kleine Schwester Eila und Seppo kletterten ins Boot und stießen ab. Sie waren auf dem Weg zum Hafenmarkt in Helsinki, wo sie ihre Ware verkaufen wollten.

„Wie beladen wir heute sind", rief die Mutter im Lärm des tuckernden Motors. „Kartoffeln, Birkenblätter und Preiselbee-

ren, die Eila und Seppo gestern gepflückt haben!"
„Und Mutters gewebte Sachen", fügte der Vater hinzu. Er steuerte das große Motorboot zwischen den vielen kleinen Inseln hindurch in Richtung Helsinki. „Noch ein einziger Teppich und ein Tischtuch, und Seppo und Eila hätten keinen Platz mehr!"
„Aber heute hätten wir doch nicht daheimbleiben können!" rief Seppo. „Heute will ich ja meine neuen Schier kaufen."
Im Winter, wenn das Meer zufror, fuhr Seppo immer mit den Schiern über das Eis aufs Festland zur Schule. Im Februar machte er immer beim Schirennen mit. Jetzt aber waren seine alten Schier kaputt, und so hatte er den ganzen Sommer und Herbst bei Bauern in der Nähe gearbeitet, um Geld für ein neues Paar zu verdienen, die er in Helsinki kaufen wollte. Dieses Jahr würde er sicher das Rennen gewinnen.
„Und heute kaufe ich auch meine Kerze für den Unabhängigkeitstag", sagte Eila, die all ihr verdientes Geld gespart hatte. Sie hatte Birkenblätter gesammelt, die Vater verkaufte. Der sechste Dezember ist in Finnland Unabhängigkeitstag, und in jedem Fenster brennt eine Kerze zur Feier dieses Tages. Eila wollte die schönste Kerze haben, die sie im Kaufhaus Stockmann finden konnte.
Vater steuerte das Boot in den Südhafen, an den Anlegemolen der großen Schiffe und Fähren vorbei zu ihrem eigenen Anlegeplatz am Ende des Hafens. Als Vater hinaussprang und das Boot festzurrte, waren ein paar Männer schon damit beschäftigt, auf dem Markt Stände mit orangenfarbigen Planen aufzustellen. Die Kuppel der großen weißen Kathedrale schimmerte im Morgennebel.
„Seppo, trägst du bitte die Teppichrolle



zu meinem Stand?" bat Mutter. „Bevor die Geschäfte aufschließen, hast du noch Zeit, mir zu helfen."
Seppo hielt das riesige Bündel in den Armen und wartete auf Eila, die aus dem Boot auf die Steintreppe des Hafens kletterte. Das Boot hüpfte auf und nieder, denn ein frischer Wind machte das Wasser unruhig. Eila bewegte sich langsam und vorsichtig. In der Hand hielt sie ihre Geldbörse.
„Beeil dich, Eila, die Teppiche sind schwer!" rief Seppo ärgerlich. Eila wandte den Kopf, um etwas zu sagen, und verlor beinahe das Gleichgewicht. Sie faßte nach dem Bootsrand, um sich zu fangen, und die Börse fiel ihr aus der Hand ins Wasser.
„Mein Geld!" rief sie weinend, während Vater versuchte, ob er die Börse nicht noch mit dem Ruder auffangen könnte.

Schließlich aber sagte er: „Ich fürchte, sie ist weg, es tut mir leid." Er half Eila zärtlich aus dem Boot, und Seppo kam mit dem Bündel Webarbeiten nach. Seppo, Eila und Mutter gingen schweigend zum Stand, während Vater im Boot bei den Preiselbeeren, Birkenblättern und Kartoffeln blieb.

Mutter legte schnell die Teppiche, Tischtücher und Matten aus. Sie zog ihre Handschuhe an, bei denen die Fingerspitzen frei waren, damit sie Kleingeld zählen konnte. Auch Frau Salonen, die am Nebenstand Körbe aus Birkenrinde verkaufte, hatte an diesem frostigen Morgen Handschuhe an.

Nachdem Seppo seiner Mutter und Frau Salonen heiße Possu (ein Gebäck) von einem Stand in der Nähe gebracht hatte, räusperte er sich und sagte: „Ich werde jetzt gehen und meine Schier kaufen. Willst du mitkommen, Eila?"

Eila schüttelte den Kopf. „Ich kann jetzt nicht weg. Frau Salonen gibt mir etwas Geld, wenn ich ihr helfe", sagte sie seufzend. „Dann kann ich wenigstens eine kleine Kerze kaufen. Nächstes Jahr kaufe ich mir dann eine schöne, große. So lang ist ein Jahr auch wieder nicht", fügte sie mit einem gezwungenen Lächeln hinzu, aber Seppo wußte, sie war den Tränen nahe.

Er wandte sich um und ging schnell vom Markt fort. Er sah kaum die Leute, die vorübergingen und in Pelzkappen und dicke Mäntel eingehüllt waren. Statt dessen sah er Eilas erschrockenes Gesicht vor sich, als das mühsam zusammengesparte Geld vor ihren Augen versank. Ein unbequemer Gedanke begann ihn zu verfolgen: „Wenn du Eila nicht so zur Eile angetrieben hättest . . ."

Im Warenhaus begrüßte ihn der Verkäufer. „Du hast Glück. Die Schier, die du den ganzen Herbst bewundert hast, sind noch da!"

Seppo nahm die Schier in die Hand und sah sie lange an. Der hellblaue Lack glänzte im elektrischen Licht. Er wußte, daß die besten Schifahrer Finnlands ihre Rennen mit solchen Schiern gewannen. Als er in die Tasche nach dem Geld griff, war ihm, als hörte er Eila sagen: „So lang ist ein Jahr auch wieder nicht."

„Augenblick", sagte Seppo, als der Verkäufer die Schier aus dem Regal nehmen wollte. „Ich glaube . . . ich glaube", sagte er, indem er auf ein billigeres Paar Holzschier zeigte, die genauso aussahen wie seine alten kaputten, „ich nehme lieber diese hier."

„Für das Rennen ist das richtige Wachs und das Training wichtiger, als sich wegen der Schimarke den Kopf zu zerbrechen", überlegte Seppo auf dem Weg zurück zum Markt.

Nachdem er die neuen Schier sorgfältig im Boot verstaut hatte, ging Seppo zum Stand von Frau Salonen. Eila schichtete noch immer mit traurigem Gesicht Körbe. „Können Sie Eila einen Augenblick entbehren?" fragte er die alte Frau. „Wir müssen bei Stockmann noch etwas Wichtiges besorgen."

Frau Salonen nickte.

„Bei Stockmann, Seppo?" fragte Eila, als sie loslief, um Seppo einzuholen. „Ja, klar, komm doch", sagte Seppo, „bevor jemand anders deine schöne Kerze kauft." Eilas Augen glänzten. Diesmal mußte sie nicht angetrieben werden. □



Eine Botschaft großer Freude

„Fürchtet euch nicht!" waren die ersten Worte, die der Engel des Herrn in der heiligen Nacht vor fast 2000 Jahren, als Jesus Christus geboren wurde, zu den Hirten auf den Feldern bei Betlehem sprach.

„Fürchtet euch nicht!" ist auch unsere Botschaft zur Weihnachtszeit. Vielleicht liegt in diesen Worten für uns heute mehr Bedeutung als zu irgendeiner anderen Zeit seit dieser heiligen Geburt, denn in aller Welt scheint sich ein Geist der Angst und Ungewißheit auszubreiten.

Wir wissen, daß ihr Jungen und Mädchen dieses Unbehagen fühlt und euch manch-



mal ängstigt. Wann immer euch angstvolle Gedanken kommen, denkt an die Worte, die der Engel des Herrn in der heiligen Nacht, wo Christus geboren wurde, gesprochen hat: „Ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr." (Lk 2:10,11.)

So wie der Engel zu den Hirten sprach: „Fürchtet euch nicht!", so hat der Herr zu uns allen durch den Propheten Joseph Smith gesprochen: „Darum seid guten Mutes und fürchtet euch nicht, denn ich, der Herr, bin mit euch und werde euch beistehen." (LuB 68:6.)

Wir bezeugen, daß sein Geist bei euch ist, wo immer ihr seid und was immer ihr auch tut. Er liebt euch und ist bei euch, wie er es verheißen hat. Wenn ihr ihn liebt und wenn ihr einander liebt, denkt immer daran, daß ihr in der Tat Kinder Gottes seid und daß er sich immer um euch sorgt, gleich, wo ihr euch befindet oder wo ihr lebt.

Wir erinnern uns an einen kleinen Jungen, dessen Haus von einem schweren Sturm bedroht war. Den ganzen Tag über waren im Radio Berichte von dem Orkan gesandt worden, und als es Abend wurde, hörten er und seine Mutter furchterregende Warnungen. Der Junge ängstigte sich immer mehr. Plötzlich fiel mit einem lauten Krachen der Strom aus. Das Radio verstummte, und das Haus war in Finsternis gehüllt. Die Mutter hörte das leise Schluchzen ihres Sohnes.

„Versuche, dich nicht zu fürchten", sagte sie. „Wir haben uns vorbereitet, so gut wir konnten. Schließlich sind wir ja zusammen. Es gibt nichts, was wir noch dagegen machen könnten."

„Ich weiß", antwortete er. „Ich weiß, daß wir nichts gegen den Sturm machen können. Aber gibt es nicht etwas, was wir für uns machen können?"

Und so knieten sich Mutter und Sohn gemeinsam in der Finsternis hin und beteten um Mut, Trost und Sicherheit. Der Orkan hörte nicht auf, aber sie wurden von einem angenehmen Frieden erfüllt, der in ihrem Herzen anhielt, bis Hilfe kam.

Auch ihr könnt in allen Umständen Frieden haben, wenn ihr Christus in den Mittelpunkt eures Lebens stellt, so wie er der Mittelpunkt in jeder Krippendarstellung ist, die ihr seht oder selbst macht. Dann verdrängt ein tröstender Glaube eure Angst, auch wenn ihr an den Umständen, die euch ängstigen, nichts ändern könnt. Wenn ihr auf ihn vertraut und euch immer bemüht, seine Gebote zu halten, könnt ihr beinahe spüren, daß er in eurer Nähe ist, um euch Mut, Trost und Frieden zu spenden.

Wenn ihr dieses Jahr zu Weihnachten Geschenke gebt und bekommt, denkt daran: Unser Vater im Himmel hat der Welt das allergrößte Geschenk gegeben – seinen geliebten Sohn Jesus, der in Betlehem geboren wurde. Dann kann der Heilige Abend in der Tat ein heiliger Abend sein.

In dieser freudevollen Weihnachtszeit erinnern wir euch daran, was der Apostel Paulus gesagt hat: „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit." (2Tim 1:7.)

Wir beten zu dieser Weihnachtszeit darum, daß ihr imstande seid, eure Ängste zu überwinden, und daß ihr jetzt und immer daran denkt: Der Vater im Himmel, sein Sohn Jesus Christus und wir lieben euch, und geben euch unseren Segen. □

SPENCER W. KIMBALL

Howard Boughner

Unser Prophet und Präsident Spencer W. Kimball, der sein ganzes Leben lang unermüdlich gearbeitet hat, arbeitet auch weiterhin im Dienst des Herrn mit einer Energie, die jeden staunen läßt, der mit ihm arbeitet. Trotzdem erweist er unzählige Male anderen liebevoll und rücksichtsvoll Aufmerksamkeiten und achtet auf wichtige Details – seiner ganzen Umgebung zum Segen und zur Inspiration.

Die folgenden Kindheitserlebnisse, die Präsident Kimball in Thatcher in Arizona erlebt hat, sind aus dem Buch „Spencer W. Kimball" von Edward L. und Andrew E. Kimball jun. ausgewählt.

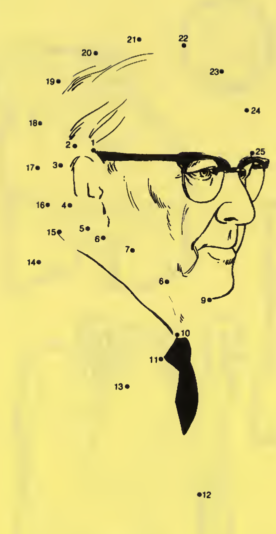
Schon in den frühesten Erinnerungen Spencers waren die Kirche und das Evangelium sehr wichtig. Seit er denken konnte, so schien es ihm, hatte Mutter mit den Kindern während der Sonntagsschule und während der Abendmahlsversammlung in der vierten Reihe im Gemeindehaus von Thatcher gesessen. Immer hatte sich die Familie vor dem Essen niedergekniet, die Stühle mit der Lehne zum Tisch . . . Immer hatten die Kinder an Mutters Knie gebetet. Immer war gefastet worden, und immer war der Zehnte gezahlt worden.

In dem Sommer, als Spencer fünf wurde, gab sein Vater ihm und seiner kleineren Schwester Alice ein bebautes Kartoffelbeet. Nachdem Spencer die Kartoffeln mit einer Grabgabel ausgegraben und seine Schwester sie gewaschen hatte, zog Spencer einen sauberen Overall an und Alice ein Kleidchen, und dann zogen sie mit einer Kiste Kartoffeln auf dem roten Handwagen Spencers los. Die Kartoffeln wurden verkauft, und Spencer und Alice kamen freudestrahlend nach Hause. der Vater sah ihnen zu, wie sie ihr Geld zählten, und sagte dann: „Das ist ja großartig! Was macht ihr nun mit dem Geld?" Die Kinder nannten Eis, Bonbons, Weihnachtsgeschenke, worauf der Vater sanft einwandte: „Der Herr ist gut zu uns gewesen. Wir haben gesät, das Beet gepflegt und geerntet, aber die Erde gehört dem Herrn. Er hat das Wasser und den Sonnenschein geschickt. Wir geben dem Herrn immer ein Zehntel als seinen Anteil zurück."

„Vater hat nichts von uns gefordert", erinnerte sich Präsident Kimball. „Er hat es nur so überzeugend erklärt, daß wir es als Ehre und Vorzug empfanden, den Zehnten zu zahlen."

Wenn Gordon und Del, Spencers Brüder, Heu einholten, warfen sie es mit Heugabeln auf den Wagen und Spencer mußte es festtreten. Den größeren Jungen machte es Spaß, ihre Gabeln voll Heu genau gleichzeitig auf den Wagen zu werfen. Einer warf seine Ladung auf Spencer und begrub ihn darunter, der andere warf seine Ladung noch obendrauf. Wenn Spencer sich dann wütend hervorarbeitete und ihnen mit schrecklicher Rache drohte, wenn er einmal groß sei, lachten die beiden.

Manchmal erfreute auch er sich eines kleinen Sieges. An einem heißen Montagnachmittag hörte Spencer die Primarvereinigungsglocken über das Feld läuten

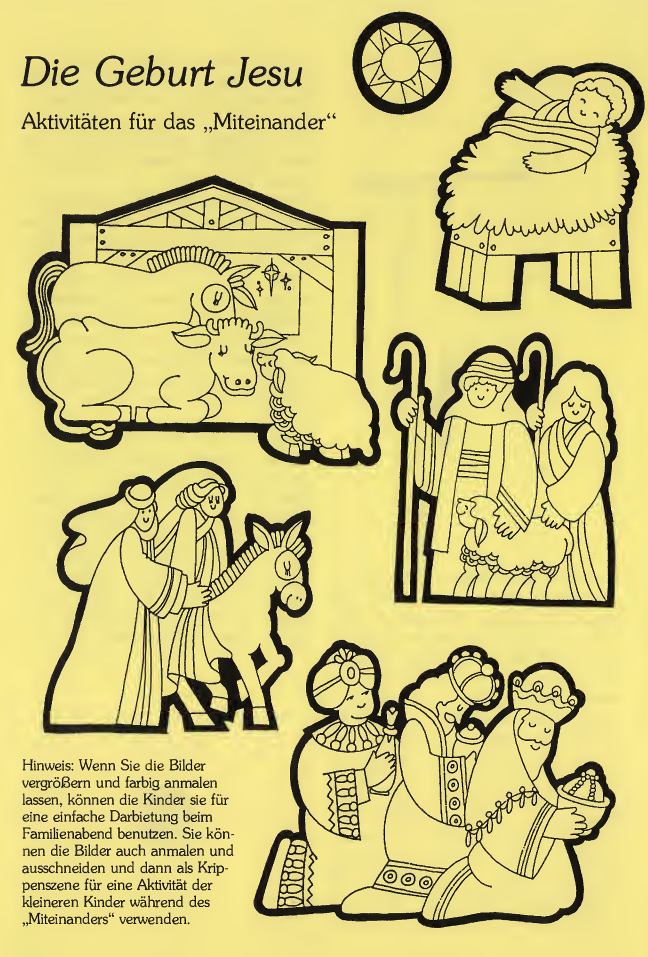


und sagte: „Ich muß jetzt zur Primarvereinigung." Spencer erzählte später: „Sie sagten: ‚Du bleibst hier', worauf ich antwortete: ‚Wenn Papa hier wäre, würde er mich gehen lassen'. Sie sagten: ‚Papa ist eben nicht hier, und heute gehst du einmal nicht zur Primarvereinigung'. Gordon war sieben Jahre älter als ich, Del fünf Jahre . . . Sie warfen weiter Heu auf den Wagen, und in der Mitte des Wagens war schon ein großer Haufen. Sie fragten: ‚Was ist los mit dir da oben?' Keine Antwort. Als sie sich auf dem Feld umsahen, hatte ich schon den halben Weg zum Gemeindehaus zurückgelegt."
An seine Mutter zurückdenkend, die starb, als er noch ein kleiner Junge war, erzählte Präsident Kimball: „Wenn ich von der Schule heimkam, hängte ich meine Kappe an den Haken bei der Tür über die Waschschüssel und rief: ‚Mama, Mama, Mama!' Wenn ich sie dann im Haus fand und sie mich fragte, was ich wolle, sagte ich: ‚Nichts.' Ich wollte nur wissen, ob sie da war."
Obwohl seine Mutter dann nicht mehr da war, bewahrte er ihr einen besonderen Platz in seinem Herzen. Sein Vater wußte das. Neun Jahre nach dem Tod der Mutter (sie hatte Olive geheißen), schenkte ihm der Vater ein Exemplar der ‚Köstlichen Perle' mit der Widmung: „Von Andrew und Olive Woolley Kimball für Spencer W. Kimball, den 25. Januar 1915." Spencer klebte ein Bild von seiner geliebten Mutter innen an den Buchdeckel.
„Meine Mutter hatte keine Fehler", schrieb er einmal. „Sie war eine Heilige, die Vollkommenheit in Person." „Wer", fragte er, „könnte auch nur eine Tugend nennen, die sie nicht besaß?" Sie schien ihm heilig, „wenn das Licht durch ihr helles rotes Haar schien und wie ein Heiligenschein aussah." Spencer war noch sehr jung bei ihrem Tod. In der Erinnerung erschien sie ihm so, wie er sie mit elf Jahren gesehen hatte. □



Die Geburt Jesu

Aktivitäten für das „Miteinander“



Hinweis: Wenn Sie die Bilder vergrößern und farbig anmalen lassen, können die Kinder sie für eine einfache Darbietung beim Familienabend benutzen. Sie können die Bilder auch anmalen und ausschneiden und dann als Krippenszene für eine Aktivität der kleineren Kinder während des „Miteinanders“ verwenden.

Da der christliche Glaube jedoch über den judaistischen hinausführte, war es zu erwarten gewesen, daß die Christen ihren Gottesdienst änderten, bis er mit dem der Synagoge unvereinbar war. Zusätzlich zur Verehrung von Gott Vater und der Auslegung der Schrift, wie es sowohl die Christen wie auch die Juden taten, fügten die Christen ihrem Sabbatgottesdienst bald fünf neue Aspekte hinzu: (1) Sie verehrten Christus, der auferstanden und in den Himmel aufgefahren war; (2) sie gedachten des Abendmahls des Herrn; (3) neben Männern nahmen auch Frauen und Kinder am Gottesdienst teil; (4) in der Gemeinde wurden „Psalmen, Hymnen und Lieder" gesungen (s. Eph 5:19); (5) die Mitglieder gaben Zeugnis davon, was sie im Zusammenhang mit Jesus gesehen und gehört hatten. (Siehe T. E. Lyon: *Apostasy to Restoration,* S. 34.)

Irgendwann, der Zeitpunkt wird im Neuen Testament nicht genannt, verlegte die christliche Kirche ihren Tag der Gottesverehrung vom jüdischen Sabbat, der auf den Samstag fiel, auf den Sonntag, den ersten Tag der Woche. Der Übergang fand möglicherweise nur allmählich statt und wurde nicht auf Geheiß der Apostel überall zugleich vollzogen. Als das Verständnis der Heiligen von der Sühne und der Auferstehung zunahm, war es nur natürlich, daß ihnen der Tag, an dem Christus vom Tod auferstanden war, mehr bedeutete als der Samstag. Vielleicht wollten sie sich auch absichtlich vom Judaismus abheben, besonders nachdem man sie als Häretiker aus den Synagogen vertrieben hatte. Eine weitere sehr naheliegende Möglichkeit ist die, daß die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag direkt vom Herrn offenbart wurde.

Wir müssen bedenken, daß in diesen frühen Jahrhunderten nicht alle Menschen einen Ruhetag in der Woche hatten. Die römische Regierung machte den Juden ein Zugeständnis und erlaubte ihnen, am Sabbat zu ruhen. (Den Christen wurde diese Vergünstigung erst durch einen Erlaß des Kaisers Konstantin im Jahre 321 n. Chr. gewährt.) Dieses Vorrecht galt außerdem nur für Stadtbewohner.

Dies mag auch eine Erklärung dafür sein, warum die Frühchristen die Verbindung zum öffentlichen Gottesdienst der Juden aufrechterhielten: so kamen sie in den Genuß des jüdischen Ruhetags. Abgesehen von der Zweckdienlichkeit, sprach auch noch das Gewissen mit; die Christen müssen das Gefühl gehabt haben, bessere Juden zu sein als die, die Jesus nicht als ihren Herrn hatten anerkennen wollen, und daher meinten sie, auch ein Anrecht auf die Sonderbehandlung der Juden von seiten der Römer zu haben.

Tempelbesuch der Christen

Der Sabbatgottesdienst entsprang offenbar dem judaistischen Hintergrund der christlichen Führer; dasselbe gilt für ihre Einstellung zum Tempel. Aus der Apostelgeschichte geht hervor, daß die Christen – die Führer wie die Mitglieder – den Tempel in Jerusalem auch nach dem Pfingstfest noch besucht, haben, wie sie es vor dem Tod Christi getan hatten. In der Schrift finden sich Hinweise darauf, daß diese Gepflogenheit noch mindestens 25 Jahre fortgedauert hat. So wurde zum Beispiel Paulus festgenommen, während er im Tempelbereich an jüdischen Zeremonien teilnahm (s. Apg 20:26–33).

Einer der Gründe, weshalb die christli-

chen Juden den Bereich des Tempels weiterhin besuchten, war der, daß die Heiligen sich als das wahre Israel der Prophezeiung und der Schrift betrachteten. Sie glaubten, daß der Messias gekommen war und daß sie allein ihn angenommen hatten. Die Juden, die ihn verworfen und gekreuzigt hatten, waren damit um ihren Status als Angehörige des Volkes Israel der Prophezeiung gekommen und hatten das Recht verloren, sich als das auserwählte Volk Gottes zu betrachten. Die Heiligen glaubten, das Heiligtum des Tempels und der Hof, der es umgab, sei zu Recht ihre Stätte der Gottesverehrung, da sie ja Erben der Verheißungen des Bundes mit Abraham waren. Natürlich traten die Juden, die über den eigentlichen Tempel verfügten, diesen nicht an die Nachfolger eines Mannes ab, den sie selbst verworfen hatten; darum mußten sich die Christen mit dem äußeren Tempelbereich zufrieden geben, während die Tempelobrigkeit die Zeremonien und Opfer fortsetzte, die die Christen inzwischen als kraftlos ansahen.

Der zweite Grund, weshalb die Christen weiterhin den Tempelbereich benutzten, war der, daß er sich als günstiger Versammlungsort anbot. In diesem etwa 14 Hektar umfassenden offenen Bereich strömten Menschenmengen aller Glaubensrichtungen und aus allen Ländern, um Gottesdienste abzuhalten, den Tempel zu besichtigen oder sogar, um Geschäfte abzuwickeln (s. Mt 21:12).

Man muß bedenken, daß dieser Tempel von abgefallenen Juden benutzt wurde, die lediglich das Levitische Priestertum besaßen. Obwohl der Tempel schön und kostspielig gebaut war, sollte er ja nicht dazu dienen, daß darin beim Vollzug heiliger Handlungen ganze Versammlungen abgehalten wurden, sondern er war ein Symbol für die Gegenwart Gottes in Israel seit alter Zeit. Eine begrenzte Anzahl levitischer Priester durfte den Tempel betreten, während dies Männern anderer Stämme und allen Frauen verwehrt war. An den aus Stein errichteten Tempel waren Räume für die Priester, ein großer Sitzungssaal des Hohen Rats (Synedrium) sowie Amtsräume angebaut, in denen von Rom bevollmächtigte Beamte über die Juden aus aller Welt Recht sprachen. All diese Gebäude waren von der Tempelmauer umgeben und konnten im Fall eines Aufruhrs durch ein Tor abgeschlossen werden. Außerhalb der Mauer befanden sich die sogenannten Vorhöfe. Am nächsten zur Mauer lag der israelitische Männerhof, von wo aus jüdische Männer den Priestern zusehen konnten, wenn sie auf dem Hochaltar im Freien an der Ostseite des Tempels Opfer brachten. Hinter diesem Bereich lag der israelitische Frauenhof. Frauen durften nicht so nahe an den Tempel heran wie Männer. Daran schloß sich der äußerste und größte Teil des Tempelbereichs an, der sogenannte Vorhof der Heiden. (Das war ein öffentlicher Platz, ähnlich wie der Tempelplatz in Salt Lake City, wo auch der Tempel selbst noch von einem inneren Zaun umgeben ist.)

Herodes hatte Marmorsäulen aus Griechenland eingeführt, um die Außenmauer des Vorhofes der Heiden zu verschönern. Sie waren in einer Doppelreihe an drei Seiten des Tempelbereichs errichtet worden. An der vierten befand sich die königliche Halle, eine Säulenhalle, die von 162 korinthischen Säulen in vier Reihen getragen wurde und an den großen heidnischen Tempel von Karnak in Ägypten erinnert. Manche Gelehrte nehmen an, daß diese Halle wie viele

griechische und römische Tempel zum Schutz vor Sonne, Regen und gelegentlichem Schneefall mit libanesischer Zeder gedeckt war. An mehreren Stellen wird diese Halle als die Halle Salomos bezeichnet (s. Apg 3:11; 5:12; Joh 10:23).

Aus dem Bericht des Lukas geht hervor, daß die Heiligen nicht täglich arbeiten mußten, weil sie allen Besitz gemeinsam hatten; statt dessen versammelten sie sich in dieser Säulenhalle in einiger Entfernung vom Tempel. Dort gaben Petrus, die übrigen Apostel und vielleicht auch die Männer, die für die Verteilung der Lebensmittel verantwortlich waren, ihre Weisungen. Offenbar diente die Halle Salomos demselben Zweck wie die Einrichtung des griechischen oder römischen Forums, wo ebenfalls öffentliche Versammlungen und Debatten stattfanden. So versteht man leicht, weshalb sich die Tempelobrigkeit durch eine solche Gruppe von „Häretikern" provoziert fühlte, die von der großen Halle im Tempelbereich Besitz ergriffen hatte und dort Lehren predigte, worin die jüdischen Führer im besonderen und die jüdische Nation im allgemeinen verdammt wurden.

Das Christentum wird zu den Samaritern gebracht

Zwar gehörten die ersten größeren Gruppen, die bekehrt wurden, der jüdischen Bevölkerung an, doch bald wurden auch andere Teile der Bevölkerung von den universellen Lehren des Evangeliums angesprochen. Die erste Volksgruppe, die das Evangelium annahm, waren offenbar die Samariter – ein Volk, das im achten vorchristlichen Jahrhundert entstanden war, als israelitische Männer zu Tausenden nach Assyrien verschleppt worden waren. An die Stelle dieser Männer traten Heiden aus anderen Ländern, die jüdische Frauen heirateten, im allgemeinen deren Religion annahmen, aber diese auch mit der Verehrung des Baal vermischten (s. 2Kön 17:24–33). Die Juden zur Zeit Jesu betrachteten sie als abgefallene Israeliten; da sie das Alte Testament und viele mündliche jüdische Überlieferungen angenommen hatten, galten sie nicht als Andere, sondern als ein Volk, das die Religion verfälscht hatte. Matthäus hält fest, daß Jesus zu seinen Lebzeiten die Apostel angewiesen hat, das Evangelium nicht Andern oder Samaritern zu predigen (s. Mt 10:5), und es gibt keine Aufzeichnungen darüber, daß Jesus so jemand getauft hätte. Trotzdem hatten viele Samariter Jesus als ihren Messias anerkannt, und Philippus reiste nach Samarien – möglicherweise von den Zwölfen beauftragt – und bekehrte dort viele (s. Joh 4:39–42).

> Irgendwann verlegte die christliche Kirche ihren Tag der Gottesverehrung vom Samstag auf den Sonntag, den ersten Tag der Woche.

Als Petrus und Johannes von seinem Missionserfolg erfuhren, gingen sie ebenfalls nach Samarien und halfen, die Samariter als Mitglieder der Kirche zu konfirmieren (Apg 8:5–8; 14–25). Die Tatsache, daß Philippus, Petrus und Johannes trotz ihrer überaus orthodoxen

Haltung nicht zögerten, die Samariter in die Kirche aufzunehmen, zeigt, daß sie sie nicht als Andere betrachteten.

Die ersten Nichtjuden werden in die Kirche aufgenommen

Das sich unaufhaltsam ausbreitende Evangelium gelangte über die Juden und abgefallenen Juden – die Samariter – hinaus zu den Andern. In diesem Zusammenhang steht die interessante Geschichte des Kornelius, ein Ergebnis der Offenbarung des Herrn an den Präsidenten der Kirche. Mit Kornelius begann die offizielle und legitime Evangeliumsverkündigung bei den Andern.
Kornelius war ein römischer Hauptmann in Cäsarea. Er war ein frommer Verehrer des jüdischen Gottes und behandelte arme Juden großzügig. Apostelgeschichte 10:1,2 schildert ihn als einen Mann, der sich mit dem Judaismus befaßte. Als er um Führung betete und sich vielleicht fragte, ob er sich zum Judentum bekehren lassen solle, erschien ihm ein Engel und gebot ihm, er solle nach Joppe senden, das etwa 35 km südlich an der Küste lag, und Petrus einladen.
Petrus hatte eine Vision empfangen, in der ihm gleichnishaft mitgeteilt worden war, daß er die Einladung annehmen solle, und er reiste in Begleitung christlicher Juden von Joppe nach Cäsarea. Kornelius erzählte Petrus vom Besuch des Engels und bat ihn, seinem Hause die versprochene Botschaft zu verkünden. Der Heilige Geist sprach so deutlich, daß Petrus nicht leugnen konnte: Christus



Viele Samariter hatten Jesus als ihren Messias anerkannt. Philippus reiste nach Samarien und bekehrte viele.

eröffnete den Andern den Weg zur Mitgliedschaft in der christlichen Kirche. So taufte er ihn (s. Apg 10:44–48).
Als er nach Jerusalem zurückkehrte und von seiner Vision und der Ausschüttung des Heiligen Geistes über die Andern erzählte, verwunderten sich die christlichen Juden und sagten: „Gott hat also auch den Heiden die Umkehr zum Leben geschenkt." (Apg 11:18.) Dies waren die ersten Andern, die in die Kirche aufgenommen wurden und die offiziell den Weg für eine weltweite Verbreitung des Christentums eröffneten. Paulus, der „Apostel der Andern", war dazu bestimmt, in diesem Werk voranzugehen.

Die Organisation der Kirche wächst

Als Mitglieder der Kirche im 20. Jahrhundert sollten wir nicht versuchen, zwischen jedem Ereignis in der biblischen Geschichte und den heutigen Gebräuchen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage Parallelen zu ziehen. Sinnvoller ist es, die Organisation und das Priestertum der frühchristlichen Kirche mit der neuzeitlichen Kirche in ihren Anfangsjahren zu vergleichen, also zwischen 1830 und 1850, wo Priestertumsbeamte noch ohne organisierte Kollegien wirkten, wie wir sie heute kennen. Einzelne Männer erhielten Aufträge, die später zu apostolischen Aufgaben wurden, bevor es einen Rat der Zwölf gab.
Vielleicht verstehen wir dann so manches, was uns verwirrt, besser – etwa, daß ein Mann namens Agabus, der zweimal erwähnt wird (s. Apg 11:28; 21:10), als Prophet bezeichnet wird. Er könnte ein Siebziger oder ein anderer Beamter der Kirche gewesen sein. Wir wissen über ihn oder sein Verhältnis zu den Aposteln nichts, da Lukas keine Einzelheiten erwähnt. In ähnlicher Weise berichtet Lukas von Philippus, der zu dieser Zeit in Cäsarea wohnte, daß er vier Töchter hatte, die „prophezeiten" (s. Apg 21:9).

Die Aufzeichnungen des Lukas bewahren uns einen Blick auf die wachsende Kirche . . . von der Entwicklung einer jüdischen Religion zu einer weltweiten Kirche.

Lukas hält die Prophezeiungen dieser Frauen nirgends fest und schreibt auch nicht, wie man sich dazu stellte, obgleich Agabus die römische Gefangenschaft des Paulus offenbar richtig vorhersagte (s. Apg 21:11).
Wir wissen nicht, welches Amt oder welche Aufgabe sie innehatten. Es bedeutet vielleicht lediglich, daß manche Leute die Gabe besaßen, Geistiges zu schauen.
Durch die Aufzeichnungen des Lukas wird uns ein Blick auf die wachsende Kirche bewahrt, eine Ahnung davon, was es bedeutete, Christ zu sein, von der Entwicklung einer jüdischen Religion zu einer weltweiten Kirche. So wie in unserer Zeit wurde die Kirche von Menschen geführt, die vom Himmel inspiriert und von einem inbrünstigen Zeugnis von Jesus getrieben waren. Wie uns heute oblag es auch ihnen, in der Welt, in der sie lebten, Evangeliumsgrundsätze in Taten zu verwandeln. ☐

EINE VERHEISSUNG ERFÜLLT SICH

Lea Siiskonen

Ich blickte auf das Gesicht des schlafenden Jungen nieder. Seine dunklen, geschwungenen Wimpern warfen kleine Schatten, und sein schwarzes Haar glänzte auf dem weißen Krankenhauskissen. Ich war ausgebrannt und erschöpft. Das quälende dreiwöchige Wachen an seinem Bett hatte im Triumph geendet. Die Spannung war vorüber, der eiserne Griff der Angst hatte nachgelassen. Nicht einmal zur Dankbarkeit war ich imstande, noch nicht. Im Kampf um das Leben meines fünfjährigen Sohnes hatte ich mich selbst ganz vergessen. Meine ganze Kraft hatte ich ihm eingeflößt, durch Blicke, Berührungen, geflüsterte Worte. Mit meiner Liebe hatte ich ihn ins Leben zurückgeholt.

Ich strich ihm über die Wange, ich mußte gehen. Es war zehn, als ich leise die Tür hinter mir zuzog. Im Umkleideraum legte ich den Krankenhauskittel ab und wusch mir die Hände. Sie waren trocken und rauh vom Desinfektionsmittel. Als ich ging, blickte ich noch einmal durch die Scheibe auf mein schlafendes Kind. Wie schön war es doch. Es war wegen einer möglichen Blinddarmoperation ins Krankenhaus gekommen, doch die Untersuchungen ergaben, daß er eine schwere Magenentzündung und eine Lungenentzündung hatte – beides zusammen konnte den Ärzten zufolge tödlich ausgehen.

Doch es war ein Wunder geschehen, durch die Barmherzigkeit eines liebenden Vaters im Himmel, durch einen Priestertumssegen von seinem irdischen Vater und durch viele Gebete von Mitgliedern wie Nichtmitgliedern – und schließlich durch die hervorragende medizinische Behandlung.

Draußen war es kalt und finster. Ein heftiger Wind wirbelte den Schnee auf, noch ungewiß, ob er Wehen anhäufen oder eine glatte Schneedecke ausbreiten wollte. Ohne daß ich es bemerkt hatte, war der Herbst in den Winter übergegangen. Mein Bus kam und blieb ruckend stehen. Ich stieg ein und dachte, zu Weihnachten ist er zu Hause. Unser Sohn würde zu Weihnachten daheim sein, wie schon einmal. War es wirklich schon fünf Jahre her?

Ich erinnerte mich noch, was für ein schöner Frühling es gewesen war. Irgendwie hatte ich das Gefühl gehabt, unsere Familie würde mit einem Kind gesegnet werden, mit einem Jungen, wie ich meinem Mann wissend gesagt hatte. Zugleich sagten mir die Vernunft, und die Diagnose vieler Ärzte und eine zehnjährige kinderlose Ehe, daß es gar nicht möglich war.

Manchmal dachten wir daran, ein Kind zu adoptieren, doch eine Adoption wäre sehr kompliziert gewesen. Ehepaare, die ein Kind adoptieren wollten, mußten oft

jahrelang warten, in vielen Fällen vergeblich. Auch hatten wir gehört, daß manche Behörden in Finnland dagegen waren, daß Mormonen Kinder adoptierten. (Später fanden wir heraus, daß die zuständigen Behörden unsere Lebensweise als Mormonen sehr positiv betrachteten.)

Im Laufe der Zeit aber, und trotz allem, was dagegen sprach, wurde die vage Hoffnung auf Familienzuwachs langsam zu einer inneren Gewißheit. Ich dachte fortwährend an ein Kind und brachte fast meinen Mann soweit, daß auch er daran glaubte. Oft sprachen wir von „unserem" kleinen Jungen. Einmal träumte ich, ich hätte ein Kind in den Armen und liefe vor jemand oder vor etwas davon. Ich floh durch Hinterhöfe und arbeitete mich über Zäune, immer über die Schulter zurückblickend. Ein Zigeuner in typischer Zigeunertracht war hinter mir her. Plötzlich stand ich an einem Fluß und wußte, ich mußte hinüber.

Ich sprang hinein, und das Wasser reichte mir bis zur Taille, doch als ich vorwärtsging, wurde es immer tiefer, bis ich mich unter Wasser befand. Ich kämpfte mich weiter und hielt das Kind hoch über meinen Kopf aus dem Wasser. Immer wieder sagte ich mir vor: „Ich muß das Kind retten, ich muß dieses Kind retten." Endlich erreichte ich völlig erschöpft das andere Ufer und wußte, hier waren wir sicher.

In diesem Sommer fuhr ich mit meinem Mann in die Schweiz. Wir waren einige Jahre zuvor getauft worden und fuhren nun zum Tempel, um uns siegeln zu lassen. Im Tempel erzählten wir einem Tempelarbeiter davon, wieviel mir ein Kind bedeuten würde. Er forderte uns auf, um die Führung des Herrn zu fasten und zu beten. Wir beteten viel in unserer Familie, doch waren wir nie auf den Gedanken gekommen, ausgerechnet um das zu beten, was uns am meisten beschäftigte.

Den Rest des Sommers und noch im Herbst dachte ich oft an den Rat, den wir erhalten hatten. Ich weiß nicht, was mich daran hinderte, diesen Schritt zu tun. Vielleicht hatte ich Angst, der Herr würde mich nicht erhören oder er würde es auf eine Weise tun, wie ich es nicht wollte. Schließlich traf ich aber doch die Entscheidung, gerade dies zu tun.

Ich fing am Montag, den 11. Dezember am Nachmittag zu fasten an. Am nächsten Tag ging ich wie gewöhnlich zur Arbeit, obwohl der Tag für mich ganz und gar nichts Gewöhnliches an sich hatte. Ich war von unbeschreiblicher Freude erfüllt. Ich schwebte, anstatt zu gehen. Nie hatte ich so leuchtende Farben gesehen wie an diesem Tag. Ich empfand Liebe für alle Menschen und hätte am liebsten alle umarmt. Ich glaube, daß ich an diesem Tag die Schriftstelle verstanden habe: „ . . . damit dein Fasten vollkommen sei, oder, mit anderen Worten, damit deine Freude vollständig sei" (LuB 59:13).

Zwar wußte ich noch nicht, was der Herr von mir wollte, doch aus meinem freudigen Herzen erging die Botschaft an ihn: „Ich bin bereit, alles zu tun, was du möchtest."

Der schöne Tag endete, und als ich nach Hause kam, war es Zeit, auch das Fasten zu beenden. Als ich mich mit meinem Mann zum Abendessen setzte, läutete das Telefon. Ich lief hin, und an der Leitung war eine Frau, die sich als Mitglied der Kirche aus einer Nachbarstadt vorstellte. Ich kannte sie dem Namen nach und erinnerte mich, daß sie irgend etwas mit Sozialarbeit zu tun hatte. Sie sagte, sie rufe aus einem besonderen Grund an

und meinte, ich solle mich vielleicht hinsetzen, um anzuhören, was sie mir mitzuteilen habe. Es stand kein Stuhl in der Nähe, und so bedeutete ich ihr, sie solle nur weiterreden; dann aber wäre mir lieber gewesen, ich hätte einen Stuhl gehabt. Alle Kräfte verließen mich und mein Herz fing an zu rasen, als sie sagte: „Würde Ihre Familie ein Baby aufnehmen, einen Jungen? Wir suchen eine passende Familie und sind auf Sie gekommen. Es ist ein sechs Monate altes Zigeunerkind."

Zu meinem eigenen Erstaunen hörte ich



mich ganz ruhig sagen: „Das ist eine so wichtige Sache, daß ich mit meinem Mann darüber reden muß. Ich rufe zurück."

Das Gespräch mit meinem Mann dauerte etwa eine Stunde, dann rief ich an, um ihr begeistert unsere positive Antwort mitzuteilen.

Am nächsten Tag besuchten wir das Kinderheim, wo das Baby untergebracht war. Wir saßen im Besucherzimmer und warteten auf unseren kleinen Prinzen. Die Heimleiterin war ihn holen gegangen. Mir war, als wäre die Zeit stehengeblieben und als hielte die ganze Welt voll Erwartung inne. Dann hörten wir weiter weg ein leises Läuten wie von kleinen Rentierglocken. Als die Tür aufging, wurde das Geräusch lauter, und ich sah, daß es von einer kleinen Schelle kam, die das Baby in der Hand hielt. (Seit damals klingen für mich Rentierglöckchen wie himmlische Musik.)

Ich traute meinen Augen kaum, als ich das Kind sah, das nun in mein Leben treten sollte. Seine großen, ernsten Augen, umrahmt von schulterlangen dunklen Locken, überraschten mich. Das können nicht die Züge eines kleinen Kindes sein, dachte ich. Seine Augen schienen mich mit der Weisheit von tausend Jahren anzublicken – dunkel, ernst und forschend.

Die Leiterin gab mir das Baby. Es war unsere erste zögernde Berührung. Gedanken wirbelten mir durch den Kopf: Er ist unser Sohn, unser Kind. Im Gedanken probierte ich diese eigentümlichen und aufregenden Worte aus und spielte damit.

Als ich ihn meinem Mann reichte, blickte er auf und streckte prüfend einen Finger nach dem Kinn meines Mannes aus. Es geschah ein Wunder. Die Ahnung eines Lächelns huschte über Lippen und Augen des Jungen, spiegelte sich im Gesicht meines Mannes und sank mir tief ins Herz, um dort wie ein Schatz als ewige Erinnerung bewahrt zu bleiben.

In diesem Augenblick hörte etwas auf, und etwas Neues fand seinen Anfang. Wir knüpften das erste zarte Band – nein, nicht das erste; es war eher der physische Ausdruck einer Beziehung, die lange vor dem Tag begonnen hatte, wo wir in diesem stillen Raum zusammenkamen.

Wir hatten drei Tage Zeit, um unsere Wohnung für die Ankunft des Babys vorzubereiten. Gedanklich und seelisch waren wir schon vorbereitet worden. Dann, am 17. Dezember, kam unser Baby nach Hause, um mit uns Weihnachten zu feiern.

Der Bus rüttelte mich aus meiner Träumerei – gedankenversunken hatte ich meine Umgebung ganz vergessen. War ich an meiner Haltestelle vorübergefahren? Ich blickte aus dem Fenster in die finstere Nacht und sah die Lichter eines vertrauten Gebäudes. An der nächsten Haltestelle mußte ich aussteigen.

Als ich durch den fallenden Schnee nach Hause ging, war ich erfüllt von einem warmen Gefühl der Dankbarkeit. In diesem Augenblick wurde mir im Herzen bestätigt, daß mich der himmlische Vater bis zur Erfüllung meines Sehnens geführt hatte. Ich wußte, er würde mir auch weiterhin Kraft für meinen Lebenskampf geben. Seine liebenden Arme würden meine Familie und mich zurückführen in seine Gegenwart, in unsere Heimat im Himmel. □

Bruder und Schwester Siiskonen gehören zur Gemeinde Tampere im Pfahl Helsinki. Sie betreuten das Kind zwei Jahre lang als Pflegeeltern, bevor die leiblichen Eltern einer Adoption zustimmten.

UND WENN DU DICH BEKEHRT HAST

Janet Brigham

Seit drei Jahren war sie Mitglied der Kirche – eine zurückgekehrte Missionarin, der nichts so sehr Freude bereitete, wie andere mit der Geschichte ihrer Bekehrung zu begeistern. Als ich ihre sauber getippte Geschichte las, die sie auf die Anregung der Frau ihres Missionspräsidenten hin geschrieben hatte, war ich sehr beeindruckt, vielleicht auch ein wenig neidisch. Ihr Zeugnis war rasch gewachsen, als sie das Buch Mormon gelesen, das Evangelium gelehrt und eine Bestätigung der Wahrheit durch den Geist gesucht hatte. Der Herr hatte ihr Leben verändert –, und sie das meine, indem sie mir von ihrer Bekehrung erzählt hatte. Ich war in der Kirche aufgewachsen und bewunderte die Begeisterung von Leuten, die bekehrt worden waren.

So etwas sollte immer auf Gegenseitigkeit beruhen, sagte ich ihr. „Ich würde dir gern etwas von gleichem Wert zurückgeben", sagte ich, „aber was?" Mein Angebot, daß sie meine Gedichte lesen könne, lehnte sie taktvoll ab. („Mit Lyrik kann ich überhaupt nichts anfangen", hatte sie erwidert.) So schlug sie vor: „Warum schreibst du nicht die Geschichte deiner eigenen Bekehrung?"

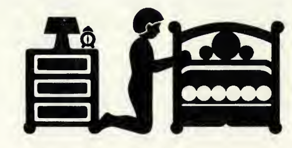
„Aber ich bin ja nicht bekehrt worden."

„Ach nein? Du bist nicht bekehrt?"

Ich setzte mich am selben Abend hin – zweifelnd –, um anzufangen. Ich las ihre Geschichte noch einmal, und es erschien mir hoffnungslos, aus meinen Sonntagsschulunterrichten, die ich gehalten, und den Versammlungen, die ich mein Leben lang besucht hatte, eine Geschichte meiner Bekehrung zusammenzusetzen. Es war durchaus nicht offensichtlich, wie meine Bekehrung vor sich gegangen war, obwohl ich genügend Material zur Hand hatte: seit Jahren hatte ich nämlich ein Tagebuch geführt. Aber eine Geschichte über meine Bekehrung? Ein Blick in meine Tagebücher zeigte, daß ich mir der Kirche in meinem Leben immer bewußt gewesen war. Meine Vorfahren waren in England und Neuengland in den ersten Jahrzehnten der Wiederherstellung getauft worden und waren später über die Prärie nach Westen gezogen. Solange ich zurückdenken konnte, war ich Mormonin gewesen.

Und gerade so fing ich die Geschichte meiner Bekehrung an: *Solange ich zurückdenken kann,* bin ich Mormonin. Ich schrieb von meiner Kindheit in der Kirche, von Kinderpartys, von der Primarvereinigung, wie ich in der Kirche Solo gesungen und meinen Freunden von der Kirche erzählt hatte. Ich schrieb, daß mir niemand sagen mußte, meine Großmutter sei gestorben, denn in meinem achtjährigen Herzen wußte ich, daß es geschehen war. Ich schilderte, wie alle Verwandten und, wie mir schien, die

halbe Stadt zum Begräbnis in die vierte Gemeinde in Rexburg, Idaho, kam.
Als ich mich Erinnerungen hingab, begann sich ein deutliches Motiv herauszuschälen: Als Kind hatte ich das Evangelium kennengelernt, indem ich danach lebte. Meine Familie und meine Lehrer hatten mich gelehrt, beim Herrn Kraft zu suchen. Seit meiner Kindheit hatte ich gebetet. Das kam mir wie eine Ironie vor, denn als halbwüchsiges Mädchen hatte ich mich dann gefragt, ob meine Gebete überhaupt richtig wären und etwas bewirkten.
Andere erzählten mir von dramatischen Gebetserhörungen, oder wie sie den Herrn lange angefleht hatten. Meine Gebete dagegen waren immer einfach, kurz und manchmal fordernd und unumwunden. Trotzdem ergab mein Nachforschen in den Tagebüchern und in meiner Erinnerung, daß ich immer gebetet hatte und daß meine Gebete immer aus dem Herzen gekommen waren. Als Großmutter starb, betete ich. Als ein Pferd mit mir durchging, betete ich. Ich betete, als ich Angst hatte, niemand würde mich zum Tanzen auffordern, und als ich mich fürchtete, öffentlich ein Klaviersolo zu spielen. Zwar wurde nicht jedes Gebet sofort erhört, doch erhört wurden alle.
Mir wurde bewußt, daß es für mich eine feste Verhaltensweise war, beim Herrn Kraft zu suchen – seit ich laufen konnte, war dies ein Teil meines Lebens gewesen. Ich erkannte plötzlich eine Kraft, die ich zuvor in Frage gestellt hatte, und ich erkannte die Hand des Herrn in meinem Leben wie nie zuvor.
Als ich von meiner intensiven Tätigkeit in der Kirche während meiner Schulzeit schrieb, fiel mir ein, daß viele meiner Freunde wissen wollten, was den Unterschied zwischen meinem Leben und dem ihren ausmachte. Warum verbrachte ich so viel Zeit in der Kirche? Warum standen die Jungen und Mädchen in der Kirche einander so nahe? Was machten wir in unserem Religionsunterricht morgens um halb sieben? Einigen Freunden hatte ich vom Evangelium erzählt. Ein Mädchen wurde mit seiner Familie getauft, einige Wochen nachdem ich schüchtern gefragt hatte: „Was weißt du denn über die Mormonen?“ Das war eines Abends gewesen, als wir nach einer Fahrt mit dem Schulorchester am Küchentisch gesessen hatten.
Eine andere Freundin erlangte ein Zeugnis vom Buch Mormon, doch mit 15 Jahren brachte sie nicht den Mut auf, sich taufen zu lassen. Weitere Freundinnen kamen zu Versammlungen der Jungen Damen und zu Tanzveranstaltungen der Kirche mit. Ein junger Mann, den ich auf einer Schulveranstaltung kennengelernt hatte, schloß sich nach dreijähigem Briefwechsel über die Fragen des Lebens der Kirche an. Ich hatte ihn nicht bekehrt, doch ich hatte ihn mit der Wahrheit bekannt gemacht, und er hatte sie auch als Wahrheit erkannt.
Bevor ich diese Erlebnisse in meinen Tagebüchern nachgelesen und im Rah-



men meiner Geschichte niedergeschrieben hatte, hatte ich mich oft gefragt, ob ich überhaupt imstande sei, als Mitglied der Kirche eine gute Missionarin zu sein. Der Slogan „Jedes Mitglied ein Missionar" hatte mir schon jahrelang ein schlechtes Gewissen eingeflößt. Nun wurde mir klar, daß ich ja doch eine Missionarin war – eben auf meine Weise und unter meinen Freunden. Dieses Wissen gibt mir jetzt Zuversicht, das Evangelium gern und offen weiterzugeben.

Als nächstes schrieb ich davon, wie ich manchmal die Hilfe des Herrn durch seine Diener gesucht hatte. Ich schrieb, daß ich einen bestimmten Bischof ganz besonders achtete und daß es ein großer Segen ist, wenn man würdige Männer kennt, die sich als „aller Knecht" betrachten (s. LuB 50:26). Ich hatte diese Männer und ihren Einfluß auf mich ganz vergessen. Ich hatte vergessen, daß sie mir den ersten Anstoß gegeben hatten, die heiligen Schriften zu lesen, bis mir das Wort des Herrn zur Richtschnur für mein eigenes Denken wurde. Ich schrieb, wie ich einmal während meines Studiums an der Brigham-Young-Universität mit dem Bedürfnis aufgewacht war, in meinem Leben einen Zweck zu erkennen. An jenem Morgen sprach in einer erbauenden Versammlung ein Mitglied des Rates der Zwölf zu uns, und ich betete darum, daß seine Worte mir Führung und Anstoß sein würden. Dieses Gebet wurde schon ein paar Stunden später unleugbar erhört. Auch an dieses Erlebnis hatte ich schon lange nicht mehr gedacht.

Ich weiß, daß der Herr im Zuge all dieser Erlebnisse seine Hand in meinem Leben walten ließ. Eigenartigerweise hatte ich aber meine eigene Fähigkeit unterschätzt, nach meiner Religion zu leben. Die Tatsache, daß ich die Geschichte meiner Bekehrung schrieb – es wurden acht maschinengeschriebene Seiten –, flößte mir mehr Achtung vor mir selbst ein. Indem ich meine Tagebücher las und meine Geschichte schrieb, gewann ich mehr Verständnis für mich selbst, ich erkannte mein eigenes Wachstum deutlicher, und ich sah: Auch wenn ich noch nicht alle Evangeliumsgrundsätze verstand und annahm – den Herrn nahm ich doch an. Ich schrieb: *Weil ich als Kind von meiner Großmutter, meiner Mutter und unzähligen Lehrern in der Kirche beten lernte, hatte ich einen Glauben an das Gebet, der mich über Zeiten des Zweifels hinwegkommen ließ. Wenn die Not am größten war, fielen mir meine Gebete als Kind ein.*

Seit ich meine Geschichte geschrieben habe, hat sich daraus aber ein noch größerer Nutzen ergeben. „Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder." (Lk 22:32.) Eine Abschrift meiner Geschichte gab ich der Freundin, die mir zuerst die Geschichte ihrer Bekehrung gegeben hatte. (Sie sagte: „Ganz gut. Das hattest du dir sicher nicht zugetraut, was?") Seither habe ich sie wohlüberlegt ein paar anderen Freunden gegeben, mit denen ich Erfahrungen und Ermutigung austausche. Auch gebe ich sie Freunden außerhalb der Kirche, die mehr über das Evangelium wissen möchten. Ich lasse sie nicht jeden beliebigen lesen, es steht zu viel Persönliches darin. Die Freunde, denen ich die Geschichte gebe, werden gestärkt, und das stärkt wiederum mich selbst. Und jetzt, wo die Geschichte meiner Bekehrung verfaßt, unterzeichnet und mit einem Datum versehen ist, bin ich sogar mehr als gestärkt: Ich bin bekehrt. □

VOR DER BERUFUNG

Missionspräsidenten
geben Ratschläge, wie man sich auf eine
Vollzeitmission vorbereitet.

David R. Mickel

In jedem Missionsheim herrscht eine freudige Atmosphäre, wenn neue Missionare ankommen. Die Neuankömmlinge sind begierig zu arbeiten, und das Personal im Missionsheim hilft ihnen gern, sich rasch an das Leben als Vollzeitmissionar zu gewöhnen. Der Missionspräsident ist sehr darum besorgt, daß jeder Missionar im Dienst des Herrn Erfüllung findet.

Der Missionspräsident führt mit seinen neuen Missionaren und Missionarinnen eine persönliche Unterredung und stellt bald fest, daß manche begeistert sind, manche besorgt, manche schüchtern und wieder andere stolz – alle wollen aber wissen, wie sie ihre Berufung am besten erfüllen können. Sie wachsen geistig und lernen, und fast alle entwickeln sich zu erfolgreichen Missionaren.

Trotzdem scheinen manche Missionare schon von Anfang an besonders gut auf die Mission vorbereitet zu sein. Was sagt ein Missionspräsident, wenn man ihn nach seinen wirkungsvollsten Arbeiten fragt?

Gespräche mit fünf früheren Präsidenten von Missionen in verschiedenen Teilen der Welt haben ergeben, daß viele der glücklichsten und erfolgreichsten Missionare mit ihrer Vorbereitung schon früh beginnen – lange bevor sie ihren Brief aus Salt Lake City bekommen. Wir sprachen mit Präsident Roland R. Wright von der New-York-Mission New York City; mit Präsident Marion C. Robinson von der Uruguay-Mission Montevideo; mit Präsident Ben E. Lewis von der England-Mission London; mit Präsident Lindsay R. Curtis von der Kalifornien-Mission Oakland und mit Präsident R. Dean Robinson von der Frankreich-Mission Paris. Es folgt eine Zusammenfassung ihrer Anregungen für alle, die sich bald in den Dienst des Herrn begeben.

Sollen junge Leute, die planen, eine Vollzeitmission zu erfüllen, bestimmte Charaktereigenschaften entwickeln?

„Sie sollen den Wunsch verspüren, anderen Menschen zu dienen", sagt Präsident Lewis. „Sie sollen eine optimistische Haltung entwickeln und glücklich sein. Sie sollen in der Lage sein, im Menschen



eher das Gute und weniger die Schwächen und Fehler zu sehen. Sie müssen den Geboten des Herrn gehorchen und dürfen sich den Vorschriften nicht widersetzen. Sie brauchen ein festes Zeugnis vom Erretter und sollen sich für die Vorbereitung Zeit nehmen, damit sie wissen, was in den heiligen Schriften steht.“

Präsident Dean Robinson pflichtet dem bei. „Meine besten Missionare haben den festen Glauben, daß der Herr sie leitet, wenn sie sich Ziele setzen. Sie rufen buchstäblich die Mächte des Himmels herab.“ Präsident Robinson sagt auch, daß gute Missionare gelernt haben, mit ihren Mitarbeitern auszukommen und Streit zu vermeiden. „Sie sprechen gern zum Vater im Himmel und tun dies auch oft im Lauf des Tages.“

Präsident Lewis sagt auch, daß Missionare, die viel leisten, offenbar ihr Heimweh überwunden haben. „Sie wissen, wie man damit fertig wird. Manchmal“, sagt er, „vermitteln einem ein paar Semester an der Universität einen weiteren Horizont, so daß man einen anderen Kulturkreis und ein anderes Volk besser versteht, doch sollte nicht jemand, der zum Missionsdienst geeignet ist studieren, anstatt auf Mission zu gehen“.

Alle Missionspräsidenten stimmen darin überein, daß persönliche Würdigkeit eine absolute Voraussetzung ist. „Ein Missionar muß rechtschaffen gelebt haben, bevor er auf Mission geht. Er muß sich beherrschen können. Seine Ausdrucksweise und seine persönlichen Gewohnheiten müssen einwandfrei sein“, sagt Präsident Lewis.

Was kann ein angehender Missionar sonst noch tun, um sich bereitzumachen?

„Fünf wesentliche Bereiche sind: lernen, gehorsam zu sein, Opfer zu bringen und viel zu arbeiten; ferner, Gebet und Glaube. Glaube macht das Unmögliche möglich und öffnet einen verschlossenen Geist oder eine verschlossene Tür. Kein Missionar kann erfolgreich sein, solange er den Glauben nicht versteht und nicht aufgrund von Glauben handelt“, sagt Präsident Dean Robinson.

„Es muß ihnen klar werden, daß eine Mission eine Menge harte Arbeit bedeutet!“ sagt Präsident Curtis. „Sie sollen sich bemühen, Lehrerfahrung zu sammeln und das Wesen des Geistes zu verstehen. Es gibt junge Leute, die meinen, sie hätten kein Zeugnis, während sie in Wirklichkeit eins haben – wenn es auch noch klein ist und man daran arbeiten muß.“

Präsident Marion Robinson weist darauf hin, daß ein Missionar wissen muß, was in den heiligen Schriften steht und wie

man sie liest. Präsident Lewis stimmt dem zu: „Sie sollen das Buch Mormon gelesen und geprüft haben", sagt er. „Sie müssen lerneifrig sein und fließend lesen, schreiben und rechtschreiben können. Sie sollen den Heiligen Geist kennen und wissen, wie er wirkt und wie man eine Bestätigung durch den Geist erlangt." Am besten bereitet man sich darauf vor, als Missionar Zeugnis zu geben, indem man jetzt schon Zeugnis gibt, wann immer es möglich ist. Auch rät er zukünftigen



Missionaren, sie sollen lernen, sich zu etwas zu verpflichten und sich dann daran zu halten.

Präsident Curtis erinnert angehende Missionare daran, daß auch die körperliche und seelische Vorbereitung zu berücksichtigen ist. „Wer übergewichtig ist, soll Normalgewicht erreichen, bevor er auf Mission geht", sagt er. „Alle Missionsanwärter sollen sich gute Manieren aneignen und an ihrer persönlichen Erscheinung arbeiten. Seelische Schwierigkeiten sollten bereinigt werden, bevor man von zu Hause weggeht."

Präsident Wright fügt hinzu, es sei für Missionare unerläßlich, „die Bedeutung persönlicher Rechtschaffenheit und Disziplin zu verstehen. Sie müssen erkennen, daß es notwendig ist, sich selbst und anderen gegenüber völlig ehrlich zu sein – besonders gegenüber dem Bischof und dem Pfahlpräsidenten."

„In dem seltenen Fall, daß ein Missionar mit seinem Bischof nicht alles bereinigt hat, schleppt er auf seine Mission eine Sündenlast mit", warnt Präsident Curtis. Dadurch wird es unmöglich, sich vom Geist führen zu lassen, Zeugnis zu geben und mit sich selbst im reinen zu sein, und daher wird auch die Arbeit schwierig.

Die Geldfrage

„Ich schlage vor, daß die Eltern sich mit dem Missionar hinsetzen, bevor er das Zuhause verläßt, und mit ihm ein Budget erstellen, so daß im Hinblick auf die Finanzierung der Mission klare Verhältnisse herrschen", sagt Präsident Curtis. Es gibt Informationen darüber, wieviel jeden Monat gebraucht wird und wie man das Geld am besten überweist. Solche Hinweise stehen in einem Brief, den der Missionar von der Missionarsabteilung der Kirche erhält.

Präsident Lewis spricht im Sinne aller fünf Präsidenten, wenn er sagt: „Fangt heute noch zu arbeiten und zu sparen an, und legt ein Missionskonto an, damit ihr euch auf Mission so weit wie möglich selbst finanzieren könnt. Die Mission bedeutet einem dann weit mehr."

Wie können Jugendliche und Eltern gemeinsam Vorbereitungen für eine Mission treffen? Wie können Eltern und Freunde jemand, der auf Mission ist, am besten ermutigen?

„Die Eltern sollten sich mehr um ein Vertrauensverhältnis zu ihren Kindern bemühen, und zwar schon sehr früh. Sie sollen sie, was ihre persönlichen Gewohnheiten betrifft, beraten und mit ihnen über die großen Segnungen eines

rechtschaffenen Lebens sprechen“, sagt Präsident Wright. „Ich stelle fest, daß viele junge Leute von ihren Eltern nie Rat erhalten haben, weil die Eltern erwartet hatten, daß die Priestertumsführer dies an ihrer Stelle tun würden.“

„Ich finde, die Eltern müssen verstehen, was einen guten Missionar ausmacht, und die Kinder entsprechend belehren“, sagt Präsident Dean Robinson. „Die Eltern müssen beständig Interesse an ihrem Missionar und an seinem Gehorsam zeigen.“

Präsident Curtis sagt: „Sagen Sie Ihrem Missionar, er soll seinen Mitarbeiter und seine Führer unterstützen. Sagen Sie ihm, er soll ein nahes Verhältnis zu den Mitgliedern schaffen. Ergreifen Sie nicht Partei, wenn ein Missionar schreibt, er habe Schwierigkeiten mit seinem Mitarbeiter, sondern helfen Sie ihm, in sich zu gehen, und geben Sie ihm Rat, wie er die Beziehung verbessern kann.“

„Die Eltern sollen sich bemühen, sich so gut wie möglich in das Leben eines Missionars zu versetzen und sich dafür zu interessieren, anstatt in ihrem Missionar Heimweh hervorzurufen, wenn sie nicht wollen, daß er wieder nach Hause kommt“, schlägt Präsident Lewis vor. „Gebrauchen Sie oft die Bezeichnung Bruder und Schwester, um die Missionare an ihre Berufung zu erinnern. Ich würde nicht öfter als einmal pro Woche schreiben, das aber dafür regelmäßig.“

Präsident Marion Robinson meint: „Sorgen Sie für Liebe und Harmonie in der Familie, und lassen Sie dies den Missionar spüren. Ich glaube, daß ein Missionar bis zu einem gewissen Grad wissen muß, was zu Hause los ist, doch die Eltern sollen nicht in allen Details über ihre Schwierigkeiten schreiben. Nichts hilft so sehr wie Unterstützung von zu Hause.“

Präsident Curtis rät: „Reden Sie weniger von zu Hause, sondern eher vom Missionar selbst, vom Missionsprogramm, von den Leuten, die er belehrt, von seinem Arbeitsgebiet. Es hilft ihm nichts, wenn Sie von Ausflügen und anderen Unternehmungen der Familie schreiben – davon bekommt er nur Heimweh. Schreiben Sie, was in der Kirche geschieht, über das, was Sie in Versammlungen gehört haben, und wenn Ihnen etwas einfällt, was seiner Arbeit als Missionar nützen könnte, so schreiben Sie es ihm. Mein Rat an die Eltern ist, nicht anzurufen (außer in Notfällen mit Genehmigung des Missionspräsidenten) und den Sohn oder die Tochter während der Mission nicht zu besuchen. Sie sollen auch nach der Mission keine gemeinsame Reise planen, sondern ihren Missionar direkt nach Hause kommen lassen.“

Was kann ein Missionar nach all diesen Vorbereitungen tun, um im Missionsfeld eine erfolgreiche Einstellung zu bewahren?

„Beachtet auch die kleinen Regeln“, sagt Präsident Dean Robinson. „Seid nicht faul, und vermeidet die Versuchung, immer an euch selbst zu denken.“

„Wenn ein Missionar Heimweh oder Liebeskummer hat, läßt er sich leichter entmutigen“, stellt Präsident Lewis fest. „Auch Kritik und Fehlersuchen kann einen entmutigen. Missionare müssen opferwillig sein.“

„Ein Missionar, den ich kannte, setzte sich das Ziel, jeden Tag so zu arbeiten, daß er am Ende des Tages nichts zu bereuen haben würde“, erzählt Präsident Wright. „Das ist eine sehr einfache Richtlinie, an

die er sich halten konnte, und er wurde auch ein hervorragender Missionar."

Welchen Rat würden Sie Freundinnen und Freunden zu Hause geben?

„Die Einflüsse können sowohl gut als auch schlecht sein", sagt Präsident Curtis. „Ein Mädchen, das seinen Freund unterstützt und darauf besteht, daß er sich ganz auf seine Arbeit konzentriert, kann ein positiver Einfluß sein. Ein Mädchen, das zu oft schreibt oder dessen Briefe zu verliebt klingen, lenkt einen Missionar leicht ab. Es hilft ihm nichts, wenn seine Freundin ihm schreibt, wie sehr sie ihn vermißt. Viel besser wäre es, wenn sie ihm sagte, wie stolz sie auf ihn ist, weil er auf Mission ist, und wenn sie sich für die Leute interessiert, die er belehrt, für die Taufen, den Mitarbeiter und die Missionsprogramme."

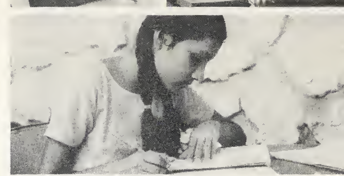
Präsident Marion Robinson meint, ein Missionar wird „manchmal darin erprobt, ob er sich voll und ganz der Arbeit weiht und sich völlig darauf konzentriert", und eine solche Verpflichtung sei schwierig, wenn er sich dauernd um irgend jemand zu Hause sorgen müsse.

Präsident Wright berichtet, daß in seiner Mission alle Neuankömmlinge gebeten würden, eine bestimmte an Missionare gerichtete Rede Präsident Kimballs („Lock Your Heart") zu lesen. „Solange ein Missionar nicht lernt, sein Herz, das heißt, seine Liebe, der Mission zuzuwenden, kann er nur begrenzt geistigen Fortschritt machen. Es ist schwierig, auf Mission ganz bei der Sache zu sein, wenn man sich allzu sehr an jemand zu Hause gebunden hat."

Alle Präsidenten sind der Meinung, daß







ein Missionar mehr leistet, wenn er Selbstdisziplin übt, ob nun jemand daheim auf ihn wartet oder nicht. So jemand schreibt seiner Familie regelmäßig und seinen Freunden oder der Freundin von Zeit zu Zeit; es ist ihm klar, daß auch nach der Mission noch genug Zeit ist, um mit der Freundin auszugehen, und er widersteht der Versuchung, sich Tagträumen hinzugeben oder Geld für Geschenke auszugeben, damit man zu Hause nicht vergißt, wo er ist.

Was würden Sie jungen Frauen sagen, die sich überlegen, ob sie eines Tages auf Mission gehen sollen?

„Lernen Sie, diszipliniert zu leben, und bemühen Sie sich um ein geistiges Zeugnis vom Evangelium. Wenn Sie das Evangelium verstehen lernen und wenn Sie erkennen, welch machtvoller Einfluß der Heilige Geist in Ihrem Leben sein

kann, läßt sich daraus Führung und Gewißheit schöpfen, ob Sie einen Teil Ihrer Zeit einer Vollzeitmission widmen sollen oder nicht", rät Präsident Wright. „Der Prophet erinnert uns daran, daß jedes Mitglied ein Missionar ist, darum lautet mein Rat, jede junge Frau soll sich auf eine Mission vorbereiten", sagt Präsident Lewis. „Ergibt sich aber nicht die Gelegenheit dazu und sie kann statt dessen heiraten – und zwar im Tempel –, so soll sie dies als ihre wichtige Mission ansehen und eine spätere Mission zusammen mit ihrem Mann in Betracht ziehen. Ich würde der jungen Frau vor Augen führen, daß sie sich durch eine Mission eigentlich auf die Ehe vorbereitet und daß alles, was sie auf Mission lernt, in der Ehe Frucht bringen kann. Ich würde ihr raten, geistig gesinnt zu sein und die Gebote des Herrn zu halten, so daß sie sowohl für eine Mission als auch für eine Eheschließung im Tempel würdig ist. Sie soll moralisch rein sein und alles meiden, was ihr die Tugend rauben könnte.





Auch würde ich ihr raten (wie jedem, der auf Mission geht), die Mission nicht als Flucht vor irgend etwas oder irgend jemand zu betrachten. Eine Mission bedeutet harte Arbeit und ist keinesfalls leicht. Wer es verabsäumt hat, sich darauf vorzubereiten, kann eine Mission sehr schwierig finden. Sie soll die heiligen Schriften lesen und sich ein persönliches Zeugnis vom Erretter und vom Propheten Joseph Smith sowie von unserem lebenden Propheten erarbeiten. Dann hilft ihr der Herr, herauszufinden, ob sie eine Missionsberufung annehmen soll."

Was raten Sie der Jugend der Kirche allgemein, was die Vorbereitung auf eine Mission betrifft?

„Ich möchte alles in meiner Macht Stehende tun, um unsere Jugend zu überzeugen, daß es notwendig ist, die Berufung auf Mission zu gehen anzunehmen", meint Präsident Robinson. „Ich möchte unseren jungen Leuten raten, ein nahes Verhältnis zu ihrem Bischof zu pflegen, den Rat des Propheten zu befolgen, die Gebote zu halten und den Herrn um Führung zu bitten, so daß sie geistig, moralisch, verstandesmäßig, körperlich und wirtschaftlich bereit sind, wenn die Berufung an sie ergeht. Meiner Meinung nach ist das Missionsprogramm die großartigste Möglichkeit, die es heute auf Erden gibt, junge Leute auf Führungsaufgaben in allen Lebensbereichen und ganz besonders in der Kirche und in der Ehe vorzubereiten. Es ist dies ein zusätzlicher Vorteil, der noch zu dem Segen dazukommt, den man empfängt, wenn man anderen dient, indem man ihnen das Evangelium verkündigt."

Präsident Curtis antwortet: „Erstens möchte ich den jungen Leuten raten, sich konkret auf eine Mission vorzubereiten. Zweitens möchte ich sie daran erinnern, daß eine Mission eine Menge Arbeit bedeutet. Obwohl damit viel Freude verbunden ist, gehören dazu auch manche Sorgen und Enttäuschungen, Tiefen neben den Höhen. Das Wichtigste ist die Einstellung, die man hat, der Wunsch, ein guter Missionar zu sein, sowie die Hingabe, mit der man seine Arbeit tut. Schließlich – und das ist das Wichtigste – muß man sie auch lehren, alle Regeln zu befolgen. Missionare, die alle Regeln befolgen, haben den Geist und sind in der Regel erfolgreich."

Präsident Lewis sagt: „Ich möchte den jungen Leuten raten, die Gebote zu halten, zur Kirche zu gehen, jedes Jahr beim Seminar mitzumachen, zu beten und die heiligen Schriften zu lesen – besonders das Buch Mormon. Wenn sie der Kirche nahe bleiben, laufen sie nicht Gefahr abzufallen. Sie müssen würdig leben, besonders was das Gesetz der Keuschheit angeht, damit sie nicht auf die Idee kommen, sie könnten tun, was ihnen beliebt, weil man ja ohnehin umkehren kann."

Er setzt fort: „Sie sollen ein Tagebuch führen, so daß es ihnen zur Gewohnheit wird. Auch können sie Redekurse besuchen, damit sie lernen, sich unbefangen auszudrücken. Wenn sie jeden Tag oder jede Woche eine Ansprache vorbereiten – und sei sie auch nur kurz –, lernen sie, wie man Ansprachen zusammenstellt. Wenn sie älter sind, würde ich sie auffordern, einem Missionar zu schreiben, so daß sie einen direkten Kontakt mit jemand haben, der auf Mission ist.

Sie sollen etwas über Ernährung lernen, über Nahrungsmittel, die man zu sich nehmen bzw. meiden soll. Sie sollen lernen, zumindest einfache Mahlzeiten zuzubereiten und sich Grundkenntnisse im Nähen aneignen. Sie sollen das Wort der Weisheit befolgen, regelmäßig genügend schlafen und sich körperlich fit halten. Wenn sie sich für Sport interessieren, würde ich sie anhalten, Sport zu treiben und sich die dafür erforderliche Selbstzucht anzueignen."

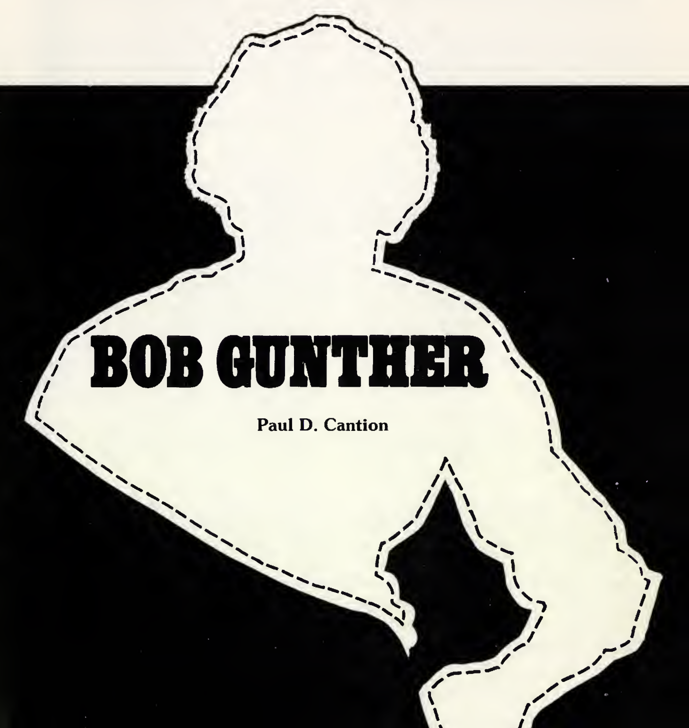
„Wenn ich heute mit unseren jungen Leuten reden könnte," sagt Präsident Wright, „würde ich ihnen klar zu machen versuchen, wie wichtig es ist, ihr Leben zu planen, so daß ihnen ihre Entscheidungen später nicht leid tun müssen. Eine Vollzeitmission ist jedenfalls etwas, das sie einplanen sollten."

Präsident Dean Robinson fügt hinzu: „Ich möchte, daß sich die jungen Leute in der Kirche ihrer Segnungen bewußt sind, weil sie Mitglieder der Kirche sind und das Evangelium haben. Sie sind auserwählt, beim Aufbau des Reiches des Herrn auf Erden in allen Nationen mitzuwirken. Sie haben die große Verantwortung, dieser Aufgabe, die ihnen der Herr anvertraut hat, gerecht zu werden. Der Herr braucht uns und wartet darauf, daß wir unser Leben in Ordnung bringen, damit er uns führen kann. Er verläßt sich darauf, daß dieses königliche Geschlecht sich erhebt und die vollständige Rüstung Gottes anlegt. Unsere jungen Leute müssen diese Verantwortung persönlich empfinden und sich bereitmachen, sie auf sich zu nehmen." □

Seit drei Jahren stand der Name „Bob Gunther“ auf der Teilnehmerliste des Seminarprogramms, aber es hatte ihn noch nie jemand in der Kirche gesehen. Wer war Bob Gunther eigentlich? Die Seminarschüler der Gemeinden von San Lorenzo in Kalifornien könnten darüber Auskunft geben. Zu Beginn jedes Seminarjahres hatten sie nämlich zum Spaß den Namen „Bob Gunther“ auf die Liste geschrieben. Dieser Scherz führte dazu, daß sich folgendes zutrug.

Neal Jarecki, ein 16jähriger Junge, ging eines Morgens sehr früh zur Schule. Für Neal war es ein ganz normaler Schultag – er wußte nicht, daß dieser Tag den Rest seines Lebens verändern würde. Er ging an diesem Morgen so früh zur Schule, weil er sich mit einem Mädchen treffen wollte, das er kannte, mit Kim Spier, die der Kirche angehörte.

Als Neal zur Schule kam, fand er Kim in der Bibliothek, wo sie zusammen mit einigen anderen Mädchen, die ebenfalls



BOB GUNTHER

Paul D. Cantion

der Kirche angehörten, lernte. Er fragte die Mädchen, warum sie denn immer so früh zur Schule kämen, und so erzählten sie ihm vom Seminarprogramm. Plötzlich sagte eins: „Wißt ihr was, Neal könnte Bob Gunther sein!"

Neal kannte sich ganz und gar nicht aus und fragte: „Wie bitte?" Die Mädchen baten ihn dann, die Rolle von Bob Gunther zu spielen, eines imaginären Jungen, der schon seit Jahren auf der Seminarteilnehmerliste stand. Nachdem er sich erkundigt hatte, was er beim Seminar zu tun hätte, willigte Neal ein, bei dem Scherz mitzumachen. Im Lauf des Tages war ihm die Sache aber nicht mehr ganz geheuer, und er fragte sich, worauf er sich da wohl eingelassen hatte.

Am Nachmittag riefen Kim und Marlene von der Seminarklasse an und fragten, ob sie ihm ein paar Bücher der Kirche vorbeibringen könnten. Es war ihm recht, und um halb sechs kamen Kim und Marlene mit ein paar Broschüren, einem Buch Mormon, dem Buch ‚Lehre und Bündnisse' und der Köstlichen Perle. Sie brachten auch den Leitfaden „Grundsätze des Evangeliums" und einen Band der Kirchengeschichte mit. Neal blieb der Mund offenstehen, und er sagte: „Ich muß doch noch meine Hausaufgaben machen."

Er machte seine Aufgaben so schnell wie möglich. Dann kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wenn ich morgen zum Seminar gehe, wird der Lehrer Verdacht schöpfen. Also muß ich beweisen, daß ich wirklich Bob Gunther bin." Neal eilte zur Stadtbibliothek und besorgte sich eine Leserkarte mit dem Namen „Bob Gunther". Den Rest des Abends las er so viel Kirchenliteratur, wie er nur schaffte. Allerdings konnte er nicht allzuviel behalten, es war zuviel auf einmal.

Am Dienstagmorgen kam Kim, um Neal zum Seminar abzuholen. Viele Seminarschüler kannten Neal, und so sagte Kim so vielen wie möglich, bevor der Lehrer kam, daß Neal Bob Gunther spielte. Schließlich wurde Neal Bruder Danielson dem Seminarlehrer vorgestellt. Bruder Danielson ließ sich aber nicht hinters Licht führen. Trotzdem mußte er lachen, als ihm Neal seine Leserkarte zeigte.

Jetzt, wo der Spaß vorüber war, mußte Neal nur mehr dasitzen und das Ende des Unterrichts abwarten. Doch der Unterricht an diesem Tag über das Buch Daniel im Alten Testament weckte sein Interesse. Es endete damit, daß Schadrach, Meschach und Abed-Nego auf Befehl des Königs Nebukadnezzar in den Feuerofen geworfen wurden. Bruder Danielson kündigte an, daß die Klasse am folgenden Tag erfahren würde, was mit den dreien geschehen sei. Neal faßte den Entschluß, am nächsten Tag wiederzukommen und sich die Geschichte weiter anzuhören.

Am Mittwoch Morgen kam Neal zum Seminar, wie er gesagt hatte, und von da an kam er jeden Morgen. Es dauerte nicht lange, und er wurde gefragt, ob er die Missionare zu sich nach Hause kommen lassen wolle, um über die Kirche belehrt zu werden. Er willigte ein, und an einem Freitag kamen zwei Missionare zur ersten Diskussion. Etwa zwei Wochen darauf wurde Neal getauft und als Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage konfirmiert.

Heute ist Neal ein aktiver Priester in der Zweiten Gemeinde in San Lorenzo. Was als Scherz der Seminarschüler begonnen hatte, endete mit der Mitgliedschaft eines jungen Mannes in der wahren Kirche des Erretters. Bob Gunther, den es gar nicht gab, hatte sich als guter Missionar erwiesen. □

ER IST NAH UND BEREIT ZU HELFEN

Ted E. Brewerton
vom Ersten Kollegium der Siebzig



Schenken wir niemals dem Gedanken Raum, wir seien allein. Zu viele Tatsachen beweisen das Gegenteil. Als buchstäbliche Söhne und Töchter Gottes sind wir berechtigt zu wissen: Unser Vater liebt uns und ist immer erreichbar und bereit zu helfen. In diesem Zusammenhang müssen wir auch erkennen, daß sein Blick weiter reicht als der unsrige; weil er besser weiß als wir, was wir wirklich brauchen, kann er uns gemäß seiner eigenen Weisheit helfen. Eine grundlegende Voraussetzung ist, daß wir auf ihn vertrauen.

In einer neuzeitlichen Offenbarung an den Propheten Joseph Smith hat uns der Herr diese tröstliche Aufforderung gegeben: „Ruft mich an, solange ich nahe bin. Naht euch mir, und ich werde mich euch nahen; sucht mich eifrig, dann werdet ihr mich finden; bittet, und ihr werdet empfangen, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden." (LuB 88:62,63.)

Als ich Missionspräsident in Mittelamerika war, kam ein Missionar zu uns, der folgendes Erlebnis hatte. Es zeigt, wie nahe uns der Herr ist und wie bereit er ist, uns zu helfen, wenn wir ihn brauchen. Dieser Missionar war ein wenig älter als die meisten Missionare mit ihren 19 Jahren. Er war zur Kirche bekehrt worden, hatte seinen Militärdienst abgeleistet und sich dann auf eine Mission vorbereitet. Er wurde berufen und kam ins Missionsheim in Salt Lake City. Dort sagte er sich: „Eigentlich hatte ich ein Zeugnis, aber wo ist es jetzt? Wenn ich

schon mein Geld für eine Mission ausgebe, muß ich wissen, ob Joseph Smith wirklich ein Prophet Gottes gewesen ist.“

An jenem Abend kniete er sich in seinem Zimmer hin und betete zum Vater über den Propheten Joseph Smith. Zu seiner Enttäuschung aber empfing er keine Bestätigung. Am nächsten Tag ging er wieder zu den Versammlungen. Es war der Tag, wo eine Generalautorität zu den Missionaren reden sollte. Da er nicht besonders interessiert war, setzte er sich ganz hinten hin, hinter den übrigen 305 anwesenden Missionaren. Als Präsident Tanner den Raum betrat, dachte sich dieser Missionar: „Also, er sieht auch nicht anders aus als irgendein anderer gutgekleideter Geschäftsmann. Wie ein Prophet sieht er nicht unbedingt aus.“

Präsident Tanner bat: „Würden bitte alle Missionare, die 24 Jahre alt sind, aufstehen?“ Wieviele Missionare in diesem Alter, meinen Sie, waren anwesend?

Als Präsident Tanner zu reden begann, verspürte der Missionar – immer noch enttäuscht – wenig Verlangen zuzuhören. Als aber die Minuten verstrichen, wurde er aufmerksamer. Plötzlich bat Präsident Tanner: „Würden bitte alle Missionare, die 24 Jahre alt sind, aufstehen?“ Wieviele Missionare in diesem Alter, meinen Sie, waren anwesend? Nur einer, nämlich er. Präsident Tanner ersuchte ihn, nach vorne zu kommen, und er gehorchte zögernd.

Während er nun nach vorne ging, empfing er das Zeugnis, um das er am Abend zuvor gebetet hatte: ob Joseph Smith wirklich von Gott berufen war. Präsident Tanner bat ihn dann, von der göttlichen Berufung Joseph Smiths Zeugnis zu geben. Er gab auch Zeugnis und erklärte, er wisse, daß Joseph Smith von Gott berufen und ein wahrer Prophet gewesen sei.

Es gibt tatsächlich einen lebenden Gott, der uns liebt und immer nahe und erreichbar ist. Wir dürfen nicht zweifeln. Alle Mitglieder der Kirche, die Gottes Gesetze befolgen, spüren seinen Einfluß. Auch jemand, der nicht der Kirche angehört, kann diesen Einfluß spüren, wenn Gott es will. Die folgende Begebenheit im Tempel von Sao Paulo zeigt dies.

Im September 1978 war der Tempel öffentlich zugänglich, bevor er in Vorbereitung auf die Weihung geschlossen wurde. Unter den vielen Besuchern, die den Einfluß dieses besonderen Tempels spürten, war auch ein Zeitungsreporter, der nicht der Kirche angehörte.

Bei der Besichtigung kam er schließlich an die Tür zum celestialen Raum. Die wenigen, die ihn begleiteten, sahen, wie er plötzlich innehielt und den Kopf neigte. Er verharrte einige Zeit in dieser Stellung, die Augen geschlossen und den Kopf geneigt. Dann drehte er den Kopf langsam hin und her und öffnete zugleich die Augen, als wollte er mit dieser Geste fragen: „Wer ist da?“ oder „Ist jemand da?“

Nach einiger Zeit hob er wieder den Kopf und machte die Augen auf. Seinem Gesichtsausdruck war zu entnehmen, daß er wußte: Hier war ein heiliger Ort.

Die Umstehenden sahen, wie Tränen sein Gesicht herabliefen. Er hatte den erhebenden Einfluß des Geistes verspürt, den man so oft im Tempel findet. Er wußte, hier war etwas Gutes, und er war von Freude erfüllt. Es war ein wirkliches, greifbares Gefühl.

In eurem jungen Leben habt ihr besonders viele Entscheidungen zu treffen und euch Ziele zu setzen. Lernt, euch auf den himmlischen Vater zu verlassen. Er gibt uns alles, was wir wirklich brauchen; wir müssen nur an ihn glauben und auf ihn vertrauen. Er führt uns auf unserem Weg und hilft uns, bestimmte Ziele zu erreichen – etwa eine Mission zu erfüllen, was ein erstrebenswertes Ziel ist, oder im Tempel zu heiraten, nach der Weise des Herrn. Haben wir uns diese Ziele einmal gesetzt, dürfen wir uns durch nichts davon abbringen lassen, sie auch wirklich zu erreichen. Denken wir immer daran: unser liebevoller Vater im Himmel ist nahe, ja, sozusagen in Reichweite.

Vor allem will er, daß wir glücklich sind. Wenn wir uns auf seinen Rat verlassen und seinem Willen gehorchen, erreichen wir ein Höchstmaß an Freude. Ich weiß, daß Gott lebt, daß er sich um jeden von uns sorgt und daß er uns immer zur Seite steht und erreichbar ist, wenn wir Hilfe brauchen.

Zu Hause habe ich ein Radio. Wenn alles gut funktioniert, kann man einen bestimmten Sender einstellen und die Stimme eines Sprechers oder Sängers von der anderen Seite des Kontinents, ja, sogar von jedem Teil der Welt hören und den Betreffenden ins Wohnzimmer holen, als stünde er selbst vor einem. Wird aber ein Radio lange benützt, so macht sich an bestimmten empfindlichen elektronischen Teilen im Inneren – den sogenannten Röhren – ein gewisser Verschleiß bemerkbar . . .

Wenn man nicht genügend darauf achtet, so geschieht im Inneren des Radios etwas, obwohl es von außen genauso aussieht wie immer: Man hört nichts mehr, man findet weder Sänger noch Sprecher.

Sie und ich, wir haben nun in unserer Seele etwas, was man als Gegenstück dieser Röhren betrachten könnte. Wir haben eine Röhre mit der Bezeichnung „Geh-zur-Abendmahlsversammlung“, eine, die heißt „Befolge das Wort der Weisheit“, eine „Zahle-den-Zehnten“-Röhre, eine „Sprecht-das-Familiengebet“-Röhre, eine „Lies-in-der-Schrift“-Röhre und eine Röhre, die heißt: „Bleibe sittlich rein“. Wird eine dieser Röhren durch Nichtbenützung unbrauchbar oder funktioniert sie aus irgendeinem Grund nicht – das heißt: halten wir die Gebote Gottes nicht –, so wirkt sich dies auf unsere geistige Einstellung nicht anders aus wie kaputte Röhren auf mein Radio, mit dem ich sonst einen weit entfernten Sender gut empfangen kann . . .

Wenn wir die Gebote halten, empfangen wir auch die erwartete Antwort vom himmlischen Vater zu unserer Führung. (Harold B. Lee, „Radio Tubes“, *New Era,* März 1973. S. 10f.)

Wie man Kirchenlieder für den Chor bearbeitet

Die Lieder der Kirche sollten zum allgemeinen Repertoire eines Gemeinde- bzw. Zweig-Chores gehören. Lieder, die einfach und schlicht, so wie sie im Gesangbuch stehen, gesungen werden, sind oft am besten geeignet und sehr wirkungsvoll. Es sollte eine willkommene Herausforderung für den Chor sein, die Lieder, ohne sie abzuändern, schön und ausdrucksvoll zu singen.
In einigen Fällen können Änderungen sehr wirkungsvoll sein. Nachstehend finden Sie einige Vorschläge, wie man Lieder variieren kann. Eine Änderung, die über den normalen vier- oder einstimmigen Gesang hinausgeht, sollte nur selten gebraucht werden. Es soll besonders darauf geachtet werden, daß der Sinn des Liedes durch die Änderung nicht beeinträchtigt wird. Ferner soll die Änderung die Aufmerksamkeit niemals auf die angewandte Technik ziehen oder von der Aussage des Liedes ablenken.

Für den Chorleiter

EINSTIMMIG SINGEN

1. Der Chor soll eine Strophe einstimmig singen.
2. Die Frauen sollen eine Strophe einstimmig singen.
3. Die Männer sollen eine Strophe einstimmig singen.
4. Die Versammelten (Gemeinde) sollen die letzte Strophe oder den Chorteil mit dem Chor zusammen singen.

VARIATION DER EINZELNEN STIMMEN

1. Die Frauen können eine Strophe zwei- oder dreistimmig singen. Für die dritte Stimme kann der tiefe Alt die Tenorstimme übernehmen.
2. Die Männer können eine Strophe zwei-, drei- oder vierstimmig singen.

Um ein Lied den Männerstimmen anzupassen, soll der erste Tenor die Altstimme, der zweite Tenor die Sopranstimme (eine Oktave tiefer), der Bariton die Tenorstimme und der Baß die Baßstimme singen.

3. Lassen Sie Sopran und Tenor eine Strophe im Duett singen.
4. Während Sopran und Alt die Altstimme singen, sollen Tenor und Baß die Melodie singen.
5. Lassen Sie eine Stimm-Gruppe die Melodie singen, während der übrige Chor die anderen Stimmen summt.
6. Variieren Sie die Männer- und Frauenstimmen innerhalb einer Strophe. Zum Beispiel kann der erste Satz einer Strophe von den Männern einstimmig gesungen werden, der zweite Satz von den Frauen dreistimmig, und der dritte und vierte Satz kann vom Chor gemeinsam vierstimmig gesungen werden.

SOLI

1. Eine Strophe kann als Solo gesungen werden. Der Chor kann als Begleitung die übrigen Stimmen summen.
2. Der Organist oder Pianist kann eine Strophe als Solo spielen.
3. Wenn es jemanden gibt, der eine zweite Oberstimme (Diskant) komponieren kann, sollten Sie sich überlegen, sie für eine oder mehrere Sopranstimmen hinzuzunehmen und den restlichen Chor dazu einstimmig singen zu lassen.

MUSIKINSTRUMENTE

1. Wenn es in Ihrer Gemeinde einen qualifizierten Instrumentalisten wie z. B. einen Violinisten oder Flötisten gibt, lassen Sie ihn eine Strophe als Solo oder eine von ihm komponierte zweite Oberstimme oder die Begleitung für den Chor spielen.



2. Ziehen Sie den Einsatz von geeigneten Instrumentalgruppen wie z. B. eines Streichensembles in Erwägung.

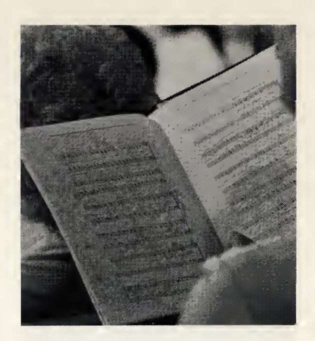
INTERPRETATION (DARBIETUNG)

1. Anstelle von Melodieteilen sollten Sie textbezogene Gedanken vollständig singen, ohne abzusetzen, und je nach Text eine kurze Pause machen oder Melodieteile miteinander verbinden.
2. Variieren Sie das Tempo einer Strophe je nach Text.
3. Variieren Sie die Lautstärke besonders bei wiederkehrenden Melodieteilen. Achten Sie darauf, daß die Aussage durch die Wiedergabe unterstrichen wird.

Für den Organisten oder Pianisten

VARIATIONEN FÜR ORGEL UND KLAVIER

1. Finden Sie Möglichkeiten, Vor- und Zwischenspiel dadurch interessant und wirkungsvoll zu gestalten, daß Sie Melodieteile herausnehmen und variieren oder musikalische Bestandteile des Liedes zusammenfassen.
2. Ziehen Sie auf der Orgel zwischen jeder Strophe zusätzliche Register, um bei begeisternden Liedern einen wirkungsvollen Aufbau zu schaffen.
3. Spielen Sie die letzten Baßtöne der letzten Strophe auf den Pedalen eine Oktave tiefer als angegeben.



4. Spielen Sie auf der Orgel – ohne Pedale – mit nur einigen sanften Registern.
5. Auf dem Klavier können Sie die letzte Strophe eines würdevollen Liedes mit einem Oktavenbaß (Verdoppelung des Baßtones) in der linken Hand spielen, wobei die Tenorstimme von der rechten Hand übernommen wird.

BEGLEITUNG EINSTIMMIGER STROPHEN

1. Während der Chor eine Strophe einstimmig singt, fangen Sie erst mit der Melodie an, fügen die Altstimme beim zweiten Satz der Strophe hinzu, danach die Tenor- und zum Schluß noch die Baßstimme.
2. Während der Chor eine Strophe einstimmig singt, können Sie die Begleitung durch Vorhaltöne oder durch dezent geänderte Harmonien variieren.
3. Während der Chor eine Strophe ein-

stimmig singt, können Sie ein Tasteninstrument-Arrangement des Liedes spielen, wie in *Hymn Preludes for Piano* (PB MU 0348 EN) angegeben.

4. Versuchen Sie, Ihre eigenen Arrangements zu machen, die Sie spielen können, wenn der Chor eine Strophe einstimmig singt.

MODULATION

1. Wählen Sie ein Lied aus, das in dem Heft *Vereinfachte Begleitung* (PB MU 0199 GE) in einer anderen Tonart geschrieben ist. Spielen Sie eine Strophe mit vereinfachter Begleitung – und lassen Sie dann die gesamte vierstimmige Harmonie allmählich einsetzen. Gehen Sie anschließend von dieser Tonart in die im Gesangbuch angegebene Tonart über.
2. Spielen Sie die letzte Strophe des Liedes einen Halbton höher. Bei vielen Liedern erreichen Sie das ganz einfach dadurch, daß Sie die Vorzeichen von b auf # ändern oder umgekehrt und die angegebenen Vorzeichen entsprechend abändern.
3. Überlegen Sie sich, ob Sie ein Buch benutzen wollen, das bereits fertige Modulationen enthält. □

Umschlagseite: Weihnachtsbeleuchtung auf dem Tempelplatz in Salt Lake City. Das Foto vom Salt-Lake-Tempel wurde von Jed A. Clark aufgenommen und das Foto auf der Rückseite von Marilyn Péo. Es zeigt das Monument der Handkarrenpioniere, das von dem gebürtigen Norweger Torlief Knaphus geschaffen wurde.

